

Peter Godzik, Predigten aus Studium und Vikariat

Inhaltsverzeichnis

1971 (Reihe V)	3
04.07.1971: 4. Sonntag nach Trinitatis (Text: 1. Sonntag nach Epiphantias, Reihe II)	3
Römer 12,1-8 (erste Predigt überhaupt).....	3
1972 (Reihe VI)	5
20.08.1972: 5. Sonntag nach Trinitatis (Text: 11. Sonntag nach Trinitatis, Reihe IIb)	5
1. Korinther 1,26-31 (Predigt zum 1. Examen)	5
19.11.1972: Volkstrauertag	8
Thema: Trauerarbeit.....	8
26.11.1972: Ewigkeitssonntag (Text nicht vorgesehen!).....	10
Offenbarung 21,10-27	10
31.12.1972: Altjahrsabend	13
Thema: Rückblick.....	13
1973 (Reihe I).....	15
28.01.1973: 4. Sonntag nach Epiphantias	15
Matthäus 8,23-27 (1. Version).....	15
25.02.1973: Septuagesimae (Text nicht vorgesehen!).....	17
Lukas 6,20-25 (nach F. Steffensky).....	17
25.03.1973: Okuli (Text nicht vorgesehen!)	21
Markus 6,1-6 (nach G. Hartmann).....	21
03.06.1973: Exaudi	24
Johannes 15,26-16,4.....	24
24.06.1973: 1. Sonntag nach Trinitatis	27
Lukas 16,19-31.....	27
08.07.1973: 3. Sonntag nach Trinitatis	32
Lukas 15,1-10.....	32
05.08.1973: 7. Sonntag nach Trinitatis	34
Markus 8,1-9	34
26.08.1973: 10. Sonntag nach Trinitatis (Text nicht vorgesehen!).....	36
Markus 11,15-19	36
23.09.1973: 14. Sonntag nach Trinitatis	38
Lukas 17,11-19.....	38
1974 (Reihe II).....	41
06.01.1974: Epiphantias (Text: Reihe I).....	41
Matthäus 2,1-12	41
25.08.1974: 11. Sonntag nach Trinitatis	43
1. Korinther 1,26-31.....	43
13.10.1974: 18. Sonntag nach Trinitatis	45
1. Korinther 1,4-9.....	45
10.11.1974: Dritttletzter Sonntag im Kirchenjahr (Text: 4. S. n. Tr., Reihe VI).....	48
Römer 14,1-13	48
26.12.1974: zweiter Weihnachtstag (Text: erster Weihnachtstag, Reihe I).....	51
Lukas 2,15-20.....	51
1975 (Reihe III).....	53
26.01.1975: 4. Sonntag nach Epiphantias (Text: Reihe I).....	53
Matthäus 8,23-27 (2. Version).....	53

08.06.1975: 2. Sonntag nach Trinitatis (Text: Reihe VI)	56
Jesaja 55,1-5 (Predigt zum 2. Examen)	56
Verzeichnis der Bibelstellen	59

1971 (Reihe V)

04.07.1971: 4. Sonntag nach Trinitatis (Text: 1. Sonntag nach Epiphania, Reihe II)
Römer 12,1-8 (erste Predigt überhaupt)

„Ich ermahne euch! Opfert euer Leben! Passt euch nicht an! Ändert euch! Seid nicht eingebildet!“

Ein bisschen viel für einen Sonntagvormittag. Die ganze Woche über haben Sie und ich genug Ermahnungen gehört: Aufforderungen, etwas Bestimmtes zu tun oder zu lassen. Es war sehr anstrengend, diesen Leistungsdruck auszuhalten.

Heute ist Sonntag. Wir haben uns festlich gekleidet – und mit den Arbeitskleidern auch die Last des Alltags abgelegt. Wir wollen heute fröhlich sein – und deshalb sind wir auch hierher in die Kirche zum Gottesdienst gekommen. Gewiss, es gibt auch andere Gründe. Mancher von Ihnen möchte bloß miterleben, wie ein Theologiestudent seine erste Predigt hält. Und die fängt nun ausgerechnet mit dem erhobenen Zeigefinger an! Haben Sie etwas anderes erwartet in einem christlichen Gottesdienst als die Aufforderung zum Opfer? Sie haben recht, das darf man dem Paulus nicht in die Schuhe schieben. Der Predigttext ist aus dem Zusammenhang gerissen. Paulus fängt seinen Brief an die Römer nicht mit Ermahnungen an. Er hat eine frohe Botschaft auszurichten: das Evangelium von Jesus Christus.

Elf Kapitel seines Römerbriefes hat Paulus dazu gebraucht, diese neue Heilswirklichkeit theologisch zu erklären. Er hat am eigenen Leibe erfahren, dass Gott seit dem Kreuzestod Christi keine Forderungen mehr an die Menschen stellt, sondern ihnen im Glauben das Heil einfach schenkt. Daraus ist die Theorie der „Rechtfertigung allein durch Glauben“ geworden. Er hat am eigenen Leibe erfahren, dass seine Schuld getilgt ist und er keine Angst mehr zu haben braucht vor dem Untergang. Daraus ist die Theorie des „Friedenszustandes mit Gott“ geworden. Er hat am eigenen Leibe erfahren, dass denen, die Gott zugehören, in der Welt nichts mehr zustoßen kann. Daraus ist die Theorie der „Heilsgewissheit“ geworden.

Paulus bekennt: „Ich bin gewiss, dass weder Tod noch Leben, weder Engel noch Fürstentümer noch Gewalten, weder gegenwärtiges noch Zukünftiges, weder Hohes noch Tiefes noch keine andere Kreatur kann uns scheiden von der Liebe Gottes, die in Christus Jesus ist, unserm Herrn.“

Können wir das nachsprechen? Ist das auch unser Bekenntnis? Können wir unsere Wirklichkeit auch so interpretieren?

Paulus weiß, dass die Erfahrung der Liebe in dieser Welt keine Selbstverständlichkeit ist. Er weiß, dass er darüber nicht verfügen kann. Alle seine Bemühungen um das Heil dieser Welt sind bisher gescheitert. Deshalb hofft er auf Gott. Und im Wirken und Geschick Jesu erfährt er Liebe und Geborgenheit. Paulus ist von großer Dankbarkeit für dieses Geschenk erfüllt: Freiheit von Schuld und Angst! Vertrauen auf ein sinnvolles Leben!

Das kann man nicht für sich behalten. Das muss weitergesagt werden. Paulus kann nicht anders, als durch das gesamte römische Imperium zu reisen, um den Menschen das neue Heil in Christus anzusagen. Das ist sein Einsatz für das Heil, sein Gottesdienst, sein Opfer.

Vielleicht verstehen wir jetzt besser, dass Paulus nach den ersten elf Kapiteln seines Briefes, in denen er vom Geschenk der Liebe Gottes geschrieben hatte, fortfährt: „Ich ermahne euch nun, Brüder, auf die Barmherzigkeit Gottes hin.“ Damit will er sagen, dass dem Glauben ein Handeln entspricht, weil einen das Geschenk zur Antwort nötigt. Wer Jesus Christus als den Herrn bekennt, sollte der nicht die Botschaft von ihm auch anhören? Und wer auf die Heilsbotschaft vertraut, sollte der nicht den Willen Gottes tun?

In Jesus Christus hat Gott uns ein neues Leben geschenkt. Darauf kann man nicht bloß mit der symbolischen Übergabe von Teilbeträgen der Ernte oder des Geldes an Gott antworten. Eine der Größe des Geschenkes angemessene Antwort wäre die reale Übergabe des eigenen leibhaftigen Lebens an Gott. Und das geschieht, wenn ich darauf verzichte, nur meinem eigenen Vorteil nachzujagen und meine Mitmenschen beherrschen zu wollen; wenn ich stattdessen bereit bin, nur noch im Einsatz für das Heil Gottes in der Welt zu leben, das heißt, Liebe zu üben gegen jedermann im Verstehen des anderen und in der Suche nach Gerechtigkeit. Dabei kommt es nicht nur auf Gefühle und Gedanken an, sondern auf den Einsatz der gesamten Existenz, also auch auf die Tat. Wie wir in der Epistel gehört haben: „Lasset uns nicht lieben mit Worten noch mit der Zunge, sondern mit der Tat und mit der Wahrheit.“ Das ist Gottesdienst, der der Sache Jesu angemessen ist.

Ist – daran gemessen – das, was wir hier treiben, noch Gottesdienst? Schon durch den Mund des Propheten Amos hatte Gott sagen lassen: *„Ich bin euren Feiertagen gram und verachte sie und mag eure Versammlungen nicht riechen. Ich mag auch eure fetten Dankopfer nicht ansehen. Tu weg von mir das Geplärr deiner Lieder, denn ich mag dein Harfenspiel nicht hören! Es ströme aber das Recht wie Wasser und die Gerechtigkeit wie ein nie versiegender Bach!“*

Damit wird der sonntägliche Gottesdienst zwar nicht ganz unmöglich, da er ja das Evangelium öffentlich proklamiert, aber einzelne Teile daraus müssen sich schon einige Kritik gefallen lassen. Vor allem aber ist der Gottesdienst vor der Kirchentür nicht zu Ende; es gibt keine Unterscheidung mehr zwischen Alltag und Sonntag, zwischen heilig und profan. Als Glaubende sind wir immer heilig, das heißt in Berührung mit Gott, und stehen ständig in Gottes Dienst. Es kommt nicht darauf an, unser Unbetroffensein von der Liebe Gottes kultisch zu verschleiern, sondern die Erfahrung der Liebe Gottes zu bewahren in der Liebe zu den anderen Menschen, den nächsten und den fernsten, den eigenen Glaubensgenossen und den Feinden.

Mit der Hingabe meines eigenen Lebens an die Liebe brauche ich mich aber nicht selbst aufzugeben. Mir begegnen keine autoritären Einzelschriften, die mir das Denken abnehmen. Ich selber soll verstehen und einsehen, was Gottes Wille ist.

Wer in diesem neuem Selbstbewusstsein der Freiheit der Kinder Gottes lebt und danach seine Wirklichkeit neu gestaltet, der wird notwendigerweise mit der bestehenden Wirklichkeit dieser Welt in Konflikt geraten. „Wundert euch nicht, Brüder, wenn euch die Welt hasst.“ Wer den Egoismus, die Gewinnsucht, die Rücksichtslosigkeit und den Leistungsdruck unserer Gesellschaft nicht mitmacht, sondern seinen Mitmenschen mit Liebe begegnet, wer sie anhört, ihnen hilft und Gemeinschaft mit ihnen hält, der braucht sich nicht zu wundern, wenn er nur Kopfschütteln hervorruft oder gar unter Druck gesetzt wird. Und wenn dann die Mächtigen mit harten Mitteln eingreifen, um solch einen Störenfried ihrer Ordnung anzupassen, dann: passt euch nicht an, haltet durch, beweist Ausdauer und Mut. Lasst euch nicht vom Einsatz für das Heil dieser Welt, das Gott will, abbringen.

Aber seid auf der Hut vor eurer eigenen Bequemlichkeit! Es gibt noch eine andere Art der Anpassung: die Anpassung an das, was man bei uns so christlich nennt. Spielt kein frommes Theater, es nimmt euch am Ende doch keiner ab! Paulus jedenfalls geht es nicht nur um die geistige, sondern auch die leibhaftige Erfahrung Christi. Und der Leib Christi ist in dieser Welt nicht einfach da, sondern er entsteht erst durch den Einsatz der Gläubigen für das Heil.

Das ist eine Aufgabe, den Christusleib in dieser Welt zu repräsentieren! Das erfordert den Widerspruch gegen eine lieblose Welt und eben nicht Anpassung, weder an die Lieblosigkeit der Beteiligten, noch an die Lieblosigkeit der Unbeteiligten. Liebe bedeutet Parteilnahme und Abgrenzung und die Konzentration aller Kräfte auf die eine Aufgabe, das neue Heil, die neue Freiheit sichtbar zu machen.

Aber Vorsicht! Paulus will uns unseren Schwung und unsere Begeisterung für diese Aufgabe zwar nicht nehmen, aber er warnt: „Bildet euch ja nichts ein vor anderen!“

Vielleicht haben wir das noch gar nicht bemerkt, dass wir mit unserem Enthusiasmus andere unterdrücken und kaum noch zu Worte kommen lassen. Als ob gerade unser Beitrag für die Verwirklichung des Heils der entscheidende wäre! Es gibt andere Begabungen und Fähigkeiten, die werden auch gebraucht – und zwar alle.

Eigentlich müsste ich jetzt aufhören zu predigen. Sie alle, die Sie vor mir sitzen, können irgendetwas – ...

Darauf kommt es an, diese verschiedenen Begabungen sinnvoll zu koordinieren und gemeinsam für unsere Sache einzusetzen. Nicht, dass eine Fähigkeit, z. B. eine Predigt zu machen, höher bewertet wird als alle anderen, und auch nicht, dass alle nachmachen müssen, was andere schon tun, z. B. sonntags zur Kirche gehen. Jeder nach seinem Glaubensmaß, jeder nach seiner Begabung für das Heil, das Gott in dieser Welt durchsetzen will. Amen.

1972 (Reihe VI)

20.08.1972: 5. Sonntag nach Trinitatis (Text: 11. Sonntag nach Trinitatis, Reihe IIb)

1. Korinther 1,26-31 (Predigt zum 1. Examen)

Für Paulus ist die Weisheit dieser Welt Torheit vor Gott. Er beruft sich dabei auf eine Stelle im Alten Testament, wo Gott durch den Propheten Jesaja sagen lässt: „Ich will zunichte machen die Weisheit der Weisen, und den Verstand der Verständigen will ich verwerfen.“

Uns kritischen und aufgeklärten Menschen des 20. Jahrhunderts kommt die Verwerfung der Vernunft durch Paulus geradezu ungeheuerlich vor. Alle dunklen Stellen der Kirchengeschichte fallen uns wieder ein: die Kreuzzüge, die Inquisition, die Verurteilung des Galilei, der Aberglaube und der blinde Gehorsam so vieler Christen. Ein einziger Triumph der Unvernunft!

Zum Glück hat die Vernunft auch gegen den massiven Widerstand der Kirche gesiegt. Der Mensch ist aus seiner selbstverschuldeten Unmündigkeit herausgegangen. Überlieferte Autoritäten in Staat, Gesellschaft, Kirche und Familie werden hinterfragt, und mit Hilfe der Wissenschaft erobern wir Neuland in unserer Umwelt und auch in uns selbst. Wir haben die Gestaltung unserer Außen- und Innenwelt in die eigene Hand genommen und dabei Erfolge errungen, die uns und anderen das Leben erleichtern und verschönen. Der Fortschritt ist nicht mehr aufzuhalten, die Vernunft setzt sich durch.

Auch die Kirche hält nicht mehr an dem kompromisslosen Gegensatz von Glaube und Vernunft fest, sondern öffnet sich mehr und mehr der Weisheit dieser Welt; denken Sie zum Beispiel an den Wandel des theologischen Weltbildes, das nicht mehr im Gegensatz zu den naturwissenschaftlichen Erkenntnissen steht, oder an die Berücksichtigung psychologischer und soziologischer Erkenntnisse in der Seelsorge. Zwar wird dagegen gelegentlich heftig polemisiert – von wegen Zeitgeisttheologie und so –, aber die überwiegende Mehrheit der Christen scheint doch zu begrüßen, dass man seinen Verstand nicht mehr an der Kirchentür abzugeben braucht. Manche lächeln zwar mitleidig über diese etwas verspäteten Bemühungen von Theologie und Kirche, mit der Entwicklung der Zeit mitzukommen. Aber man sollte doch nicht vergessen, dass das Christentum auch schon Triebfeder mancher Erneuerungsbewegungen gewesen ist, und diesem Glauben durchaus zuzutrauen, wieder Avantgarde zu werden.

Aber so viel steht fest: es wird ein vernünftiger Glaube sein müssen, oder es wird gar kein Christentum mehr geben. Einen Rückfall in die Barbarei der Unvernunft wird sich niemand mehr auf die Dauer leisten können.

Aber dieses Loblied auf die Weisheit dieser Welt, auf die Vernunft und den Fortschritt erweckt doch auch Unbehagen. So weit her scheint es mit unserer Weisheit doch nicht zu

sein, wenn man an die Kriege in der Welt denkt, an all den Zank und Streit überall. Ist die bei uns praktizierte soziale Marktwirtschaft wirklich der Weisheit letzter Schluss, wenn auch sie es nicht vermag, Chancengleichheit und soziale Gerechtigkeit zu gewährleisten? Müssen wir bei all unserer Vernunft nicht ständig Halbheiten, Vorläufigkeiten und Unzulänglichkeiten in Kauf nehmen? Sind wir nicht trotz allem Fortschritt noch sehr weit entfernt von einer gerechten Gesellschaft, in der jeder seinen Nächsten wie sich selber liebt und in der „die freie Entwicklung eines *jeden* die Bedingung für die freie Entwicklung aller ist“?

Noch leben wir in einer Gesellschaft, in der so erstrebenswerte Güter wie Reichtum, Erfolg und Ansehen auf Kosten anderer errungen werden. An dem Verhältnis der Industrienationen zu den Ländern der Dritten Welt lässt sich das besonders deutlich ablesen, aber auch bei uns im Lande bedeutet Eigentum gelegentlich Diebstahl. Und wenn ich an die Umweltverschmutzung, die endlosen Autoschlangen oder die Chemikalien in unseren Nahrungsmitteln denke, werde ich das Gefühl nicht los, dass unsere Weisheit, unsere Vernunft und unser Fortschritt sich hier in ihr Gegenteil verkehren.

Wir haben also nicht nur Grund, stolz zu sein auf die Weisheit dieser Welt. Im Gegenteil, wenn wir uns ihrer rühmen, dann übersehen wir leicht, dass wir mit unserem Reichtum andere arm machen, dass wir mit unserem Erfolg andere scheitern lassen und dass wir mit unserem Ansehen andere verachten.

Vielleicht hat Paulus das gemeint: Wer sich für die Armen, die Gescheiterten und die Verachteten in dieser Welt einsetzen will, der gerät in Widerspruch zu den herrschenden Verhältnissen, der muss auch die Weisheit dieser Welt ablehnen. Paulus ist davon überzeugt, dass Gott auf der Seite der Törichten, der Schwachen und Niedriggeborenen steht und deshalb die Klugen, die Starken und die Hochgeborenen, die ganze Weisheit dieser Welt zunichte machen will, weil sie seinem Plan, *allen* Menschen Liebe und Gerechtigkeit zu schenken, im Wege stehen. Paulus ist kein Vernunftverächter, der eine Vorliebe für dumme Leute hat. Aber er hat etwas gegen eine selbstgerechte Klugheit, die ohne Liebe ist, die rücksichtslos andere unterdrückt und kein Verständnis für den Heilsplan Gottes hat, der uns in Jesus Christus offenbar geworden ist: selbstlose Liebe, die selbst im Scheitern durchgehalten wird und größer ist als aller Hass.

Skepsis, wenn nicht gar Empörung gegen unsere Weisheit ist aber nicht nur deshalb angebracht, weil sie so oft lieblos gegen andere ist. Müssen wir der Weisheit dieser Welt nicht auch viel von uns selber opfern?

Was zählt in dieser Welt ist Leistung und Erfolg. Wer das nicht schafft, steht eines Tages im Schatten unserer Wohlstandsgesellschaft. Da heißt es dranbleiben, mitmachen, sich abrackern – auch wenn wir gelegentlich stöhnen und uns nach einem Leben sehnen, das weniger unter Leistungsdruck und Erfolgszwang steht.

Aber wir schieben den Protest gegen diese grausame Konkurrenzgesellschaft weg – er könnte uns ja als Schwäche ausgelegt werden. Und davor haben wir Angst: schwach zu sein, hilfsbedürftig, angewiesen auf die Hilfe anderer. Man macht schließlich so seine Erfahrungen: Zeigt man sich einmal schwach, dann nutzen das andere aus, ihre Stärke und Überlegenheit zu demonstrieren. Deshalb beißt man eher die Zähne zusammen, gibt sich optimistisch, dynamisch, leistungsfähig, erfolgreich – obwohl einem manchmal zum Heulen zumute ist. Jeder spielt dem anderen den Starken vor, und alle zusammen treiben wir damit den Leistungsdruck immer höher. Die Spielregeln haben wir eigentlich selbst erfunden, aber sie geraten uns aus der Kontrolle, machen sich selbständig und fangen an, uns zu beherrschen. Leistung ist sicher notwendig, aber doch keine Leistung, die uns nicht zugute kommt und so viele von uns kaputt macht!

Weil wir unsere eigene Schwäche und Hilfsbedürftigkeit nicht wahrhaben wollen, deshalb können wir auch mit den Schwachen und Hilfsbedürftigen dieser Zeit so wenig anfangen: mit den Kindern und den alten Menschen, mit den Armen und den Kranken. Sie erinnern

uns in unangenehmer Weise an das Schwache in uns und an die Möglichkeit, dass dieses Schwache eines Tages trotz aller Anstrengungen nicht mehr zu verbergen sein wird. Und was dann? Werden wir Menschen finden, die unsere Blöße nicht aufdecken, sondern sie mit Liebe zudecken?

Wir brauchen keine Angst zu haben, wenn wir geliebt werden. Da können wir sein, wie wir sind – schwach, unvollkommen, da brauchen wir keine Leistungen zu erbringen, um anerkannt zu werden. Wenn wir durch die Erfahrung von Liebe gelernt haben, unsere eigene Schwachheit zu akzeptieren, dann sind wir auch in der Lage, mit der Schwachheit der anderen umzugehen. Wir brauchen uns nicht mehr bedroht zu fühlen und sind nicht mehr darauf angewiesen, unser Selbstwertgefühl allein an Leistung und Erfolg zu binden. Wir brauchen uns selbst und anderen nichts mehr vorzumachen, wir dürfen wir selber sein auch mit unseren Fehlern und Schwächen. Und wir werden fähig, wirkliche Solidarität mit den Unterdrückten zu üben. Vielleicht wagen wir es dann auch, laut und offen gegen den Leistungsdruck dieser Gesellschaft zu protestieren.

Aber woher nehmen wir diese Erfahrung von Liebe, die uns ermöglicht, uns selbst und andere anzunehmen und aus dem Teufelskreis von Erfolgszwang und Ellbogengebrauch herauszukommen?

Paulus bekennt ganz einfach, dass für ihn und seine Gemeinde Jesus Christus durch Gottes Gnade zur Weisheit, Gerechtigkeit, Heilung und Erlösung geworden ist. Der Mann am Kreuz hat ihnen das vermittelt, was Liebe ist.

Für uns ist das aber fast zweitausend Jahre her, dass da jemand sein Leben für andere hingegeben hat. Und es ist nicht so einfach zu glauben, dass Jesus auch für uns kritische, aufgeklärte Menschen des 20. Jahrhunderts gestorben ist, dass auch wir der grenzenlosen Liebe Gottes gewiss sein können. Wir suchen diese Liebe – deshalb kommen wir ja auch immer wieder hierher – und hoffen, dass unser Herz offen wird für das Geschenk Gottes in Jesus Christus.

Vergessen wir nicht, diese Liebe an andere weiterzugeben, an die Schwachen dieser Welt, die sie brauchen, wenn wir erfahren haben, dass diese Liebe uns frei macht, unsere eigene Schwäche anzunehmen.

[Anderer Schlussabsatz der Predigt am 9. September 1973 in Bogotá:

Aber wo begegnet uns die Liebe Gottes in unserem Alltag, der so voller Hetze und Betriebsamkeit ist? Vielleicht da, wo uns ein Moment der Besinnung geschenkt wird, wo wir aufmerksam werden für den Menschen neben uns. Da können wir dann entdecken, wie viele Gesten des Interesses und der Zuneigung uns selbst gemacht werden, wie sehr wir eigentlich geliebt werden. Das geschieht selten laut und aufdringlich, und wir stehen deshalb in der Gefahr, es zu überhören. So gänzlich lieblos ist diese Welt nämlich nicht, aber wir beachten die zaghaften Ansätze und die leisen Hoffnungsschimmer zu wenig – und wir pflegen sie zu wenig. Etwas Liebe ist da, aber wir beschützen und vermehren sie nicht. Es ist ganz falsch, passiv auf die große Liebe zu warten und dabei zu vergessen, die kleine Liebe selber aktiv zu gestalten. Gottes Liebe verbirgt sich hinter der Liebe der Menschen zueinander und liefert sich damit ganz unserer Fähigkeit oder Unfähigkeit aus. Wir sollten deshalb weniger Gottes Abwesenheit in dieser so unvernünftig „vernünftigen“ Welt beklagen, als vielmehr unsere Augen und Ohren offen halten für die Liebe, die im Kleinen sichtbar wird. Wenn wir sie dann gefunden haben, sollten wir nicht vergessen, sie an andere weiterzugeben – an die Schwachen dieser Welt, die sie so dringend brauchen wie wir.] Amen.

19.11.1972: Volkstrauertag

Thema: Trauerarbeit

Der heutige vorletzte Sonntag des Kirchenjahres wird durch zwei Themen in ganz besonderer Weise bestimmt. Die Lieder, die Lesungen, die ganze Liturgie beschäftigen sich an diesem Tage mit der Vorstellung des christlichen Glauben vom Jüngsten Gericht, dem Gericht Gottes am Ende der Tage. Das ist das eine Thema, über das wir heute nachdenken wollen. Das andere Thema ergibt sich daraus, dass der vorletzte Sonntag im Kirchenjahr traditionellerweise als Volkstrauertag begangen wird.

Als ich darüber nachdachte, in welcher Beziehung diese beiden Themen zueinander stehen könnten, fiel mir eine Begebenheit aus meiner Kieler Studentenzeit ein, die ich Ihnen kurz erzählen möchte.

Ich bewohnte damals zusammen mit einem Kommilitonen eine Zwei-Zimmer-Wohnung. Wenn man zu zweit auf so engem Raum zusammen wohnt und Küche und Bad miteinander teilen muss, dann kommt es vor allen Dingen darauf an, dass man Rücksicht aufeinander zu nehmen weiß. Im großen und ganzen ist uns das damals wohl schon gelungen, aber es kam doch ab und zu auch zu Spannungen.

Einmal wies mich mein Zimmernachbar darauf hin, wie rücksichtslos ich mich doch benommen hätte, als ich nachts gegen halb eins von einer Feier noch ein paar Freunde mitbrachte und wir ihn durch lautes Sprechen und Singen aufweckten, obwohl er am nächsten Morgen einen schweren Tag vor sich hatte.

Ich war recht betroffen, wegen dieser Angelegenheit zur Rede gestellt zu werden. Es war mir doch ziemlich unangenehm, auf meinen Fehler aufmerksam gemacht zu werden. Ich äußerte, dass es mir sehr leid täte und ich vorher nicht bedacht hätte, was ich durch mein Verhalten anrichten könnte. Mein Zimmernachbar sagte daraufhin, dass ich mir meine Bestürzung und Traurigkeit in Zukunft dadurch ersparen könnte, dass ich vorher über die Folgen meiner Handlungen nachdächte.

Für mich sind in dieser kleinen Begebenheit die beiden Themen „Gericht“, nämlich zur Verantwortung gezogen zu werden, und „Trauer“, nämlich über die eigene Schuld eingestehen zu müssen, recht anschaulich enthalten.

Nehmen wir zuerst das Thema „Gericht“. Kann es nicht manchmal recht peinlich sein, sich für sein Tun und Lassen verantworten zu müssen? Es ist einem ja schon unangenehm, von anderen Menschen auf die eigenen Fehler aufmerksam gemacht zu werden. Was macht man? Entweder man meidet den Umgang mit solchen Menschen, die dauernd etwas an einem herumzukritisieren haben, um sich solch' permanenter Infragestellung zu entziehen, oder man versucht, keine Fehler mehr zu machen und also auch keinen Anstoß mehr zu erregen.

Mehr als unangenehm für uns alle ist wohl die Vorstellung, sich einmal vor einer staatlichen Instanz, also einem Gericht, für Fehler, Vergehen oder gar Verbrechen verantworten zu müssen. Da steht man nicht bloß vor irgendwelchen anderen Menschen, die eine unverbindliche Meinung über einen haben, nein, da steht man vor einer Instanz der menschlichen Gemeinschaft, die befugt ist, nach den Gesetzen Macht über einen auszuüben, indem sie verurteilt oder freispricht.

Freilich, auch dieser Macht kann man sich gelegentlich entziehen – so manche Schuld bleibt ja unentdeckt und wo kein Kläger ist, da ist auch kein Richter – aber für gewöhnlich werden wir doch alles daran setzen, uns möglichst nichts zuschulden kommen zu lassen, was uns vor ein ordentliches Gericht bringen könnte.

Aber all' das ist noch vergleichsweise harmlos gegenüber der Vorstellung, sich einmal für alles, aber auch alles, was man einmal gedacht und getan hat, verantworten zu müssen. Ich muss Ihnen gestehen, dass ich über eine solche Vorstellung zutiefst beunruhigt bin. Alles soll einmal herauskommen, alles soll einmal offenbar werden, selbst das, was im engsten menschlichen Miteinander verborgen geblieben ist? Ein schrecklicher Gedanke!

Aber genau das steckt doch hinter dem christlichen Glauben an das Jüngste Gericht. Gott wird am Ende der Tage Gerichtstag halten und dann wird alles herauskommen. Es wird der Tag des Zornes Gottes werden, an dem einem jeden vergolten wird nach seinen Werken (Röm 2,5-6). Wenn das nicht furchterregend ist!

Es gibt Leute, die sagen: Das ist eben das Verwerfliche am Christentum! Man will den Leuten Angst einjagen dadurch, dass man mit dem Jüngsten Gericht droht. Durch ihre Angst werden die Leute abhängig, und das verschafft der Kirche Machtpositionen. Der Glaube an ein Jüngstes Gericht sei im Grunde lächerlich und niemand brauche sich vor so 'was zu fürchten. Das große Weltgerichtstheater am Ende der Tage sei eine Erfindung zur Unterdrückung von Menschen!

Wir müssen wohl zugeben, dass im Laufe der christlichen Geschichte dieser Einschüchterungseffekt mit Hilfe des Jüngsten Gerichts gesucht und gefunden wurde. Das sind ziemlich finstere Kapitel der Kirchengeschichte!

Aber wir wollen diese Leute, die Gott als Richter oder auch ganz leugnen, einmal fragen, ob sie etwa der Meinung sind, dass die Menschen sich nicht in all' ihrem Tun zu verantworten haben. Ob es nicht eine Instanz gibt, der gegenüber man Rechenschaft ablegen muss. Oder ob der Mensch frei von jeder Verantwortung tun und lassen darf, was ihm gerade einfällt.

Etwa wie der Student Raskolnikow in Dostojewskijs Roman „Schuld und Sühne“, der aus der Nicht-Existenz Gottes also der Abwesenheit einer Instanz, vor der man sich zu verantworten hat, die Schlussfolgerung ableitet, dass dann auch das Töten und Morden erlaubt sei.

Gewiss, sich verantworten zu müssen, ist immer unangenehm. Aber hilft es nicht auch weiter auf dem Wege zu Gerechtigkeit und Liebe?

Ich muss wieder an die Begebenheit denken, die ich Ihnen eingangs erzählte. Ich fühlte mich sehr unwohl, als ich auf meinen Fehler aufmerksam gemacht wurde. Aber als meine Betroffenheit, meine Trauer über mich selbst, vorbei war, da hat mir der Hinweis auf meinen Fehler geholfen, ein bisschen bewusster zu leben, es das nächste Mal besser zu machen – oder christlich ausgedrückt: Buße zu tun. Die Kritik meines Zimmernachbarn hat mich wieder zurechtgebracht.

Vielleicht klingt das ja bei unserem Gefängniswesen in Deutschland und anderswo zynisch, aber der eigentliche Sinn von „Strafe“ ist doch auch nicht brutale Rache, sondern das Zurechtbringen, die „Resozialisierung“.

Und ist das nicht beim Gericht Gottes genauso? Der Sinn, der dahinter steckt, ist doch der, dass mit dem Gericht Gottes am Ende der Tage die Gottesherrschaft endgültig eingerichtet wird; dass Sünde, Tod und alle dämonischen Gewalten, die uns daran hindern, menschlich miteinander umzugehen, gestürzt und vernichtet werden. Gott wird dann bei uns wohnen und wir werden sein Volk sein, und Gott selbst wird bei uns sein. Und er wird alle Tränen abwischen von unseren Augen und der Tod wird nicht mehr sein, und kein Leid noch Geschrei noch Schmerz wird mehr sein; denn die alte Welt voller Leiden, Blutvergießen und Ungerechtigkeit wird dann nicht mehr existieren (Offb 21,3-4).

Gott kommt, um die Welt zu richten. Das ist Ausdruck der christlichen Hoffnung auf ein nicht-entfremdetes Leben, auf ein Leben, in dem Gott alles in allem ist (1 Kor 15,28). Diese Vorstellung vom kommenden Gericht Gottes vermag uns also nicht nur Angst einzuflößen, sondern auch Hoffnung zu vermitteln.

Gewiss, die Apokalyptiker reden vom Heulen und Zähneklappern, das dann unter den notorischen Sündern und Bösewichtern herrschen wird (Matth 24,51). Einige malen sich sogar aus, wie die Feinde Gottes – d. h. meist sind es ja ihre eigenen Feinde – dann in der Hölle schmoren werden. Aber wenn ich den christlichen Glauben richtig verstanden habe, dann ist Gott kein Sadist, der an der ewigen Höllenpein der Gottlosen einen Gefallen hät-

te. Gott hat ein Interesse daran, dass sich der Gottlose von seinem Wandel bekehre und am Leben bleibe (Hes 18).

Und doch ist an dem Heulen und Zähneklappern etwas dran. Es wäre nämlich falsch, die Trauer und Bestürzung über unser Fehlverhalten, von dem ich eingangs sprach, so schnell beiseite zu schieben. Denn trotz der zugesprochenen Hoffnung erscheint Trauer angebracht – Trauer über das Noch-nicht, über das Fehlen unserer eigenen Vollkommenheit.

Ich darf noch einmal auf meine Geschichte mit dem Zimmernachbarn zurückkommen. Als er mich so auf meinen Fehler stieß, da war ich traurig, traurig über mich selbst. Die Psychologen sind der Meinung, Trauer sei die Reaktion auf den Verlust einer geliebten Person oder einer an ihre Stelle gerückten Abstraktion wie Vaterland, Freiheit, ein Ideal usw. Ich war damals also traurig. Welche geliebte Person hatte ich denn verloren? Ich glaube, mich selbst. Ja, damals habe ich das von mir so sehr geliebte Bild eines vollkommenen Menschen, der ich selber sein wollte, verloren – oder jedenfalls wieder ein bisschen mehr verloren, denn diese Erfahrung der Trauer über den Verlust des eigenen Ich-Ideals beschränkt sich natürlich nicht auf ein einziges Erlebnis. So etwas kommt doch beinahe täglich vor.

Nun mögen manche von Ihnen einwenden: Welch' schrecklicher Masochismus, dauernd traurig über sich selbst zu sein. Ich glaube aber, wir müssen dieses Traurigsein über uns selbst schon manchmal aushalten. Das hat nämlich etwas mit Realität und Zukunft zu tun. Realistisch ist es, einmal vor Augen geführt zu bekommen, dass man so vollkommen gar nicht ist, wie man sich gerne sehen möchte. Und Zukunft hat man nur, wenn man mit den Illusionen über sich selbst aufhört und sich ändert, d. h. sich darum bemüht, Wahrheit, Gerechtigkeit und Liebe zu verwirklichen.

Am heutigen Volkstrauertag, an dem wir der unsäglichen Leiden durch Krieg, Bürgerkrieg, Terror und Gewalttat gedenken, ist Trauer über die Abwesenheit des menschlichen Menschen wohl angebracht. Wir haben nämlich noch viel Trauerarbeit zu leisten, um wirklich umkehren zu können von unserer Gottlosigkeit, die eine Verachtung des anderen Menschen ist. Amen.

26.11.1972: Ewigkeitssonntag (Text nicht vorgesehen!)

Offenbarung 21,10-27

In den letzten Tagen hatten meine Frau und ich Gelegenheit, das bunte Treiben in Baranquilla und Santa Marta kennen zu lernen. Zu dieser Lebensfreude unter tropischer Sonne scheint es gar nicht zu passen, dass wir heute, am letzten Sonntag des Kirchenjahres, traditionellerweise der Toten gedenken und uns mit unserem eigenen Sterben beschäftigen. Der Totensonntag passt viel besser dorthin, wo es im Rhythmus der vier Jahreszeiten kalte, neblige Novembertage gibt. Im Norden Europas stirbt die Natur jedes Jahr einmal und erinnert die Menschen an ihr eigenes Sterben. Hier ist das anders. Hier strotzt die Natur von Leben, und das überträgt sich auf das Lebensgefühl der Menschen. Zwar gibt es auch unter tropischer Sonne den Tod – und als Symbol dafür den hoch in den Lüften kreisenden Geier. Aber der Anstoß des Todes muss bei der Hitze hier schnell beseitigt werden – die Geier fressen das Aas in kurzer Zeit auf und die Menschen müssen ihre Toten innerhalb von 24 Stunden bestatten. Das Leben, das es hier in Fülle gibt, setzt sich immer wieder gegen den Tod durch. Das Leben ist hier wichtiger als der Tod.

Für die Jüngeren unter uns mag das angenehm sein, so wenig mit dem Tod konfrontiert zu werden. Die Familie in Europa mit ihren älteren Mitgliedern und gelegentlichen Todesfällen ist fern. Man kann die Jahre in Lateinamerika so richtig genießen – als ein großes Abenteuer und eine Zeit intensiven Lebens.

Diese allgemeine Lebensfreude, die an den Tod nicht denkt, weil das nur unglücklich macht, macht es aber den Älteren von uns umso schwerer, mit dem Tod z. B. des Ehe-

partners fertig zu werden oder sich auf das eigene Sterben vorzubereiten. Weil die Öffentlichkeit sich für den Tod gegenüber dem strotzenden Leben nicht interessiert, sind der Trauernde und der Sterbende allein gelassen – einsam in einem Augenblick des Lebens, in dem man der Hilfe und Solidarität seiner Mitmenschen wie vielleicht sonst nie bedarf.

Als christliche Gemeinde, die ja auch Gemeinschaft unter den Menschen sein will, haben wir die große Aufgabe vor uns, den Tod und damit die Sterbenden und Trauernden mit einzubeziehen in unser Leben – in unsere Überlegungen ebenso wie in unser Handeln.

Den Tod nicht zu vergessen und nicht zu verdrängen, ist aber nicht nur ein Zeichen der Liebe gegen andere, sondern auch der Klugheit gegen uns selbst. Wir alle gehen einen unumkehrbaren Weg auf ein Ende zu, von dem wir nicht wissen, wann es kommt. Wie in dem Gleichnis von den klugen und törichten Jungfrauen sollten wir uns bereit machen, so lange wir Zeit dazu haben,

Die Kirche will uns dabei ein bisschen helfen, indem sie die fröhlich lebenden Menschen wenigstens einmal im Jahr, am Totensonntag, daran erinnert, ihre Gedanken auf das Ende zu richten – auf den Tod anderer und auf den eigenen Tod.

Ich will versuchen, mit diesen beiden Problemen, dem Tod anderer und unserem eigenen Tod, in dieser Predigt ein wenig umzugehen; vielleicht kommt dabei etwas heraus, was uns ermöglicht, unser Leben bewusster im Blick auf das Ende zu gestalten.

Der nahe Tod einer Person, die wir lieben, macht es sichtbar, dass wir in einer Abhängigkeit leben, die uns in ihrem ganzen Ausmaß vor Augen tritt in dem Augenblick, da uns die Endgültigkeit des Abschiedes bewusst wird. Niemand hat uns diese Erfahrung erschütternder geschildert als der Kirchenvater Augustin. Der frühe Tod eines Freundes bewegt ihn zutiefst: „Ich wunderte mich“, so schreibt er, „dass die anderen Sterblichen lebten, da der, den ich geliebt hatte, als wenn er nicht sterben würde, gestorben war. Und ganz besonders wunderte ich mich, dass ich selbst nach seinem Tode noch lebte, da ich jener noch einmal war.“

Die schwere Trauer, mit der wir auf den Verlust einer geliebten Person reagieren, enthält eine schmerzliche Stimmung: Wir verlieren das Interesse an der Außenwelt (soweit sie nicht an den Verstorbenen mahnt), wir verlieren die Fähigkeit, irgendein neues Liebesobjekt zu wählen (was ja den Betrauten ersetzen hieße), wir wenden uns von jeder Leistung ab, die nicht mit dem Andenken des Verstorbenen in Beziehung steht. Diese Hemmung und Einschränkung unseres eigenen Ichs ist der Ausdruck der ausschließlichen Hingabe an die Trauer, wobei für andere Absichten und Interessen nichts übrig bleibt.

Aber an jede einzelne der Erinnerungs- und Erwartungssituationen, die unsere Liebe an den verlorenen Menschen geknüpft zeigen, bringt die Realität ihr Verdikt heran, dass dieser Mensch nicht mehr existiere; und unser Ich, gleichsam vor die Frage gestellt, ob es dieses Schicksal teilen will, lässt sich durch die Summe der Befriedigungen, am Leben zu sein, bestimmen, seine Bindung an den verstorbenen Menschen zu lösen.

Die Realität verlangt, das verlorene Liebesobjekt aufzugeben. Aber diese Forderung ist nur unter Schmerzen und in mühsamen inneren Kämpfen, d. h. in der Trauerarbeit erfüllbar. Denn kein Mensch kann ohne intime menschliche Beziehungen leben.

Wenn uns die Realität zwingt, die Befriedigung unseres Bedürfnisses, zu lieben und geliebt zu werden, von dem verstorbenen geliebten Menschen abzuziehen, dann sind wir darauf angewiesen, neue Bindungen aufbauen zu können. Wer einen geliebten Menschen verliert und sich in seiner Trauer über diesen Verlust nicht in die Geborgenheit einer anderen menschlichen Beziehung retten kann, gerät oft in Verzweiflung und stirbt seinem Partner hinterher.

Deshalb ist es so wichtig, den Trauernden wirkliche menschliche Gemeinschaft zu schenken und es nicht bei einer konventionellen Beileidsbekundung zu belassen. Die Trauernden brauchen wirkliche Solidarität in ihrer Trauer – und keine Beschwichtigungsversuche,

dass das Leben schon weitergehe. Und sie brauchen wirkliche Gemeinschaft im Leben, damit das Leben dann tatsächlich weitergeht.

Freilich, jede neue menschliche Beziehung, die über den Verlust eines geliebten Menschen hinwegzuhelfen vermag, steht ihrerseits wieder unter dem Vorzeichen des drohenden Verlusts. Es ist schon eine schwere und entmutigende Arbeit, immer wieder loslassen zu müssen, was unser Leben erfüllt und ihm einen Sinn gibt. Manche verzweifeln darüber und wollen sich nicht mehr an andere Menschen durch Liebe und Hingabe binden. Aber dem Problem des Loslassen-Müssens entrinnen sie damit nicht.

Am Ende, nach all' den bitteren Erfahrungen mit dem Verlust geliebter Menschen, steht nämlich für jeden von uns die Notwendigkeit, das eigene Leben aufgeben zu müssen. Gibt es für diesen letzten Verlust, bei dem wir alles verlieren, was wir kennen- und lieben gelernt haben, einen Trost?

Bei den Vorbereitungen für diese Predigt habe ich den Satz gefunden: „Hoffnung macht das Denken an den Tod überhaupt erst menschenmöglich.“ Welche Hoffnung vermag uns über unseren eigenen Tod hinwegzuträsten?

Es gibt Menschen, die trösten sich mit der Vorstellung, dass der Tod nun einmal zum Leben dazugehört, ja neues Leben überhaupt erst ermöglicht. Sie vergleichen das Leben mit einer Melodie, die ihre Schönheit erst aus dem Verklingen einzelner Töne gewinnt. Wollte auch nur ein Ton Anspruch auf ewige Dauer erheben, so wäre es aus mit der Melodie. Ein faszinierender Gedanke! Aber für wen ertönt diese Melodie des Lebens? Sind wir Menschen wirklich nur einzelne Töne, die auf- und abklingen müssen, damit daraus eine Melodie entsteht, die *wir* niemals in ihrer Gesamtheit hören können?

Andere trösten sich mit der Vorstellung, in ihren Kindern oder in einer menschlichen Gemeinschaft, die ihre Gedanken oder Handlungen fortsetzt, weiterzuleben. Aber ist solche Hoffnung auf Kontinuität nicht eine Illusion?

Der christliche Glaube vertritt eine radikale Hoffnung. Er akzeptiert den Tod nicht als das letzte Wort. Martin Luther hat den Tod einmal als die enge Pforte, den schmalen Steig zum Leben beschrieben:

„Wie ein Kind aus der kleinen Wohnung seiner Mutter Leib mit Gefahr und Ängsten geboren wird in diesen weiten Himmel und Erden, d. h. auf diese Welt, so geht der Mensch durch die enge Pforte des Todes aus diesem Leben. Und obwohl der Himmel und die Welt, darin wir jetzt leben, groß und weit angesehen werden, so ist es doch alles gegen den zukünftigen Himmel viel enger und kleiner, wie ja auch der Mutter Leib viel enger und kleiner ist als dieser Himmel und diese Erde. Aber der enge Gang des Todes macht, dass uns dieses Leben weit und jenes enge dünkt. Darum muss man glauben und an der leiblichen Geburt eines Kindes lernen. Eine Frau, wenn sie gebiert, so leidet sie Angst; wenn sie aber genesen ist, so denkt sie nicht mehr an diese Angst, weil ein Mensch geboren ist von ihr in die Welt. Also muss man sich auch im Sterben die Angst bewusst machen und wissen, dass darnach ein großer Raum und Freude sein wird.“

Eine unglaubliche Hoffnung drückt sich in diesem Bild aus, das den Tod mit der Geburt vergleicht. Unser Sterben wird aufgehoben in neuem Leben! Auch der Predigttext spricht von diesem neuen Leben: er beschreibt es als Essen vom Baum des Lebens, als Trinken des Lebenswassers, als Durchschreiten der Stadttore des himmlischen Jerusalems.

Nun mögen manche von Ihnen einwenden: Wenn schon meine Hoffnung auf Kontinuität in meinen Kindern oder Nachfolgern eine Illusion sein soll, um wie viel mehr ist dann die Hoffnung eine Illusion, der Tod sei eine enge Pforte zum wirklichen Leben, dem Tod sei seine Macht genommen, das Leben sei das letzte Wort! Und wie gefährlich ist solch' illusorische Hoffnung, wenn sie dazu führt, das Leben hier in dieser Welt gegenüber dem Leben in der zukünftigen Welt für belanglos zu halten!

Diese Bedenken sind wohl ein Stück weit berechtigt. Der Glaube an die Auferstehung und die Hoffnung auf ein Leben im Jenseits hat tatsächlich viele Christen dazu verleitet, dieser

Welt zu entfliehen oder sich mit den ungerechten Verhältnissen in dieser Welt abzufinden. Aber das ist doch wohl ein großes Missverständnis der christlichen Auferstehungshoffnung!

Wer die Herrschaft des Todes, der stärksten Nicht-Utopie, der größten Kraft der Verneinung und Vernichtung, für gebrochen hält, der wird doch nicht an die ewige Macht anderer Herren und Herrschaften in dieser Welt glauben! Christliche Hoffnung bedeutet ein Nicht-Akzeptieren des Status quo, ein vorausgreifendes Träumen vom guten Leben, von einer nicht mehr zerrissenen Gesellschaft. Christliche Hoffnung richtet sich auf ein Mehr hin, das noch aussteht, auf ein nichtentfremdetes Leben, in dem nicht einmal mehr der Tod sein wird.

An diesem Glauben gemessen könnte sich die am Anfang erwähnte Lebensfreude, die den Tod vergisst und verdrängt, als eine Freude herausstellen, die in Wirklichkeit den Tod und die ungerechten Verhältnisse in dieser Welt akzeptiert. Der Tod aber widerspricht dem Leben!

Wirkliche Freude am Leben bekämpft das Sterben in dieser Welt, das täglich geschieht durch Kriege und Bürgerkriege.

Wirkliche Freude am Leben bekämpft aber auch Lieblosigkeit, Ungerechtigkeit und Ausbeutung in dieser Welt, die die Menschen an einem gelungenen Leben hindern und sie damit einen schleichenden Tod sterben lassen. Amen.

31.12.1972: Altjahrsabend

Thema: Rückblick

Heute ist der letzte Sonntag im Monat Dezember, und wie gewöhnlich haben wir uns zum Abendgottesdienst um 19 Uhr versammelt, um miteinander zu singen, zu beten und Gottes Wort zu hören. Wir könnten einen ganz normalen Gottesdienst miteinander feiern, wenn uns nicht der Kalender daran erinnerte, dass heute der letzte Tag des Jahres 1972 ist. Man ist nun mal übereingekommen, nach dem 31. Dezember mit der Zählung eines neuen Jahres zu beginnen; und das gibt Anlass zu allerlei Silvesterbetrachtungen – auch hier im Gottesdienst, obwohl der Altjahrsabend kein christliches Fest ist und keine besondere Botschaft hat.

Eigentlich ist es merkwürdig, dass wir diesem letzten Abend im Jahr so viel Aufmerksamkeit schenken. Die Zeit verrinnt doch sonst auch: jedem Tag folgt ein neuer Tag, jeder Woche eine neue Woche, jedem Monat ein neuer Monat. Nur bei der Zählung der Jahre halten wir inne, machen uns bewusst, wie schnell die Zeit vergeht. Schon wieder ein Jahr herum!

Wir schauen zurück: Was haben wir erlebt, was haben wir erlitten, was haben wir geleistet im vergangenen Jahr? Ist es ein Blick zurück im Zorn oder können wir stolz sein auf unsere Erfolge in den letzten zwölf Monaten? Macht uns die Erinnerung traurig und bitter oder haben wir Grund, dankbar zu sein? Die Antworten auf diese Fragen werden bei jedem einzelnen von uns sehr verschieden ausfallen.

Wir schauen zurück: Und da fällt uns die Geschichte mit Lots Weib ein, die zur Salzsäule erstarrte, als sie sich umblickte, und das Wort Jesu: „Wer seine Hand an den Pflug legt und sieht zurück, der ist nicht geschickt zum Reich Gottes.“

Gut – der Brauch, den Wechsel des bürgerlichen Jahres zu feiern, mag mit Kirche und Christentum nichts zu tun haben. Aber müssen wir gleich in Widerspruch zum christlichen Glauben geraten, wenn wir zum Jahreswechsel Bilanz ziehen, Rückschau halten auf ein Jahr unseres Lebens? Es ist doch sinnvoll, die eigene Vergangenheit nicht einfach zu verdrängen, sondern aufzuarbeiten, damit umzugehen, sie zu akzeptieren als ein Stück unseres Lebens.

Freilich – die Bewältigung unserer Vergangenheit *ist* eine wichtige Aufgabe, und es ist vielleicht ganz nützlich, wenn wir durch die allgemeine Stimmung an Silvester wenigstens einmal im Jahr daran erinnert werden, was wir da an Arbeit noch zu leisten haben.

Aber Rückblicke können auch gefährlich sein! Wie leicht kann es da passieren, dass man nur noch in der Vergangenheit lebt, das früher Erlebte glorifiziert und böse und missmutig gegenüber der eigenen Gegenwart und Zukunft wird. Für manche ereignet sich überhaupt nichts Neues mehr – ob nun das Jahr 1973 kommt oder das Jahr 1983, es ist immer das Gleiche. In ewiger Wiederholung wird die Sinnlosigkeit allen Lebens erfahren: Es ändert sich ja doch nichts, es bleibt alles beim Alten und dieses Alte kennen wir zur Genüge.

Solche Rückschau auf das Leben nach dem Motto: „Es gibt nichts Neues unter der Sonne“, „alles schon mal da gewesen“ ist nahezu lebensgefährlich, weil sie in Resignation und Verzweiflung endet.

An dieser Stelle erhebt der christliche Glaube Einspruch. „Siehe, ich mache alles neu“, spricht der Herr, unser Gott. Christen sind nicht auf ihre Vergangenheit festgelegt, sondern haben eine Zukunft vor sich, für die sie die Bezeichnung „Reich Gottes“ gefunden haben. Wer an das Kommen dieses Reiches glaubt, für den heißt Rückblick in die Vergangenheit Buße, Umkehr, Lernprozess, neues Bewusstsein, Überwindung von Sünde und Schuld, neuer Anfang. Für den bedeutet das neue Jahr wirklich ein *neues* Jahr.

Nun mögen manche von Ihnen einwenden, dass Hoffnung und Blick in die Zukunft nun wirklich kein christliches Monopol sind. Es hieße die Silvesterfeier ganz schön verkürzen, wenn man sie nur mit einer Rückschau in die Vergangenheit in Verbindung brächte. Gewiss, man sinnt über die verflossenen Monate nach. Aber je näher der Stundenzeiger der Uhr auf die Zwölf rückt, desto intensiver richten sich doch alle Gedanken auf das Jahr, das nun kommen soll.

In der Tat, die meisten Silvesterbräuche haben es nicht mit der Vergangenheit, sondern mit der Zukunft zu tun. Mit Bleigießen, Schuhwerfen und Händeleben versucht man herauszubekommen, was einem das neue Jahr bringen wird. Jeder hat so seine Wünsche, Hoffnungen und Sehnsüchte. Aber in all den Optimismus, der sich in den Prosit-Neujahr-Rufen äußert, mischt sich doch auch eine ängstliche Ungewissheit. Um drohendes Unheil abzuwehren, wird ein höllischer Lärm veranstaltet und manche von uns laufen mit furchterregenden Masken herum. Als ob es böse Geister gäbe, die sich mit Krach und Grimassen vertreiben ließen! Ist das wirklich Hoffnung, die so viel Angst hat und die so abergläubisch ist?

Christliche Hoffnung ist nicht unsicher; sie kennt das Ziel der Geschichte. Und für sie ist kein Unglück, ja nicht einmal der Tod ein Argument gegen das Kommen des Reiches Gottes. Gott wird seinem Heil schon Zeit schaffen, mögen darüber auch unsere Jahre vergehen. Diese grenzenlose Hoffnung auf ein erfülltes und sinnvolles Leben gegen die Mächte des Todes und der versinkenden Zeit hat der christlichen Gemeinde immer wieder die Kraft gegeben, an der Veränderung der elenden Verhältnisse in dieser Welt in Richtung auf das Reich der Liebe und der Gerechtigkeit mitzuarbeiten. –

Mit einem Rückblick auf das Jahr 1972 und einem Ausblick auf das Jahr 1973 beschäftigen sich heute wohl alle Menschen, die Silvester feiern. Aber erst der christliche Glaube befreit den Rückblick von einer Fixierung auf die Vergangenheit, indem er zur Buße führt und damit Zukunft eröffnet; und den Ausblick befreit erst der christliche Glaube von aller Ungewissheit und Angst, indem er den Blick auf ein festes Ziel richtet und Mut zur Weltverantwortung macht.

Glauben wir auch so? Tun wir Buße, wenn wir an das vergangene Jahr denken? Kehren wir um von unseren Fehlern und Versäumnissen und fangen wir wirklich neu an? Haben wir eine Perspektive? Hoffen wir – oder sind wir nur auf die Vergangenheit fixiert? Hoffen wir – oder lassen wir uns von der Gegenwart treiben? Lieben wir? Denn es *ist* Lieblosigkeit, wenn wir einen Menschen auf einen bestimmten Typ festlegen und ihm keine Verän-

derung zutrauen. Und es *ist* Lieblosigkeit, wenn wir die Welt so lassen, wie sie ist, und nicht an der Verbesserung der Verhältnisse mitarbeiten.

Tun wir Buße? Hoffen wir? Lieben wir? – Das sind bohrende Fragen. Und mancher wird darauf antworten: Ich möchte ja gerne, aber ich kann nicht. Ich habe es schon so oft versucht und bin immer wieder gescheitert an meiner Ängstlichkeit und an meinem Kleinglauben. – Wir müssten tatsächlich verzweifeln angesichts dieser Anforderungen, Buße zu tun, zu hoffen und zu lieben, wenn wir nicht am heutigen Abend einen Blick auf die Krippe werfen könnten. „Das Wort ward Fleisch und wohnte unter uns“, „Es ist erschienen die heilsame Gnade Gottes allen Menschen“, so lautet die Weihnachtbotschaft.

Ehe nach dem natürlichen Rhythmus der Zeit das alte Jahr endet und das neue aus dem Dunkel der Nacht sich undurchdringlich erhebt, ist das Jahr des Heils, *Gottes* neues Jahr, mit der Geburt Christi längst angebrochen.

Gott gebe uns die Kraft, das Geschenk seiner Liebe, die die verrinnende Zeit, die beharrliche Welt und den hoffnungslosen Tod überwunden hat, anzunehmen. Amen.

1973 (Reihe I)

28.01.1973: 4. Sonntag nach Epiphania

Matthäus 8,23-27 (1. Version)

Wir haben vorhin als Evangeliums-Lesung die Geschichte von der wunderbaren Stillung des Seesturms gehört. Wir wollen jetzt noch einmal über die einzelnen Aussagen dieser Geschichte nachdenken, um sie besser verstehen zu können. Da heißt es zum Schluss: *Die Menschen aber verwunderten sich und sagten: Was ist das für ein Mann, dass ihm sogar die Winde und der See gehorsam sind?*

Ja, auch wir wundern uns über dieses Naturwunder. – Dass Jesus wahrscheinlich Heilungen vollbracht hat, lässt sich gerade noch mit unserem Weltbild vereinbaren – aber die Durchbrechung von Naturgesetzen nicht mehr. Was ist das für ein Mann, für den die Naturgesetze offenbar nicht gelten?

Die einen werden sagen: Daran erkennt man eben den Sohn Gottes. Für solche Leute gehören Jesus und Wunder zusammen. Und das ist für sie Grund zum Glauben und zur Anbetung.

Und die anderen werden sagen: Daran erkennt man eben den ganzen Unsinn des christlichen Glaubens. Auch für sie gehören Jesus und Wunder zusammen. Aber das ist für sie Grund zum Zweifel und zum Spott.

Wäre das die einzige Alternative, mit unserer Geschichte umzugehen – nämlich sie entweder in allen Stücken für die blanke Realität zu nehmen oder sie für den blanken Unsinn zu erklären –, dann würde das Problem des christlichen Glaubens darauf zusammenschnurren, ob man solche Geschichten für wahr im Sinne der Faktizität der Ereignisse hält oder nicht. Könnte es aber nicht sein, dass diese Geschichte in einem ganz anderen Sinne wahr ist? Und könnte es nicht sehr falsch sein, von unseren Zeitgenossen die gesetzliche Leistung eines Glaubens an Naturwunder zu verlangen? –

Muss man denn gleich an Jesus als den Wundermann glauben, wenn man etwas hält von seiner Botschaft und Person? Oder umgekehrt: Ist Jesus wirklich gleich ganz erledigt, wenn man Anstoß nimmt an dem Mirakelglauben des Neuen Testaments? –

Vielleicht kommen wir weg von solch' falschen Konsequenzen, wenn wir uns die Geschichte einmal näher ansehen. Da heißt es: *Und seine Jünger folgten ihm* – und etwas später:

Und er sagte zu ihnen: Warum seid ihr so furchtsam, ihr Kleingläubigen?

Wenn es dem Evangelisten Matthäus lediglich darum gegangen wäre, von einem massiven Naturwunder zu berichten, dann hätte er die Geschichte auch einfacher erzählen könne – ohne den Wortwechsel zwischen Jesus und seinen Jüngern. Dieser Wortwech-

sel dient aber nicht bloß zur Ausschmückung, um es spannender zu machen – in ihm ist der eigentlich Sinn der Geschichte enthalten. Matthäus geht es nicht so sehr um das massive Naturwunder, sondern um den Kleinglauben der Jünger. Und dieser Kleinglaube steht im Zusammenhang mit des Problem der Nachfolge. –

Da sind also Menschen, die Jesus nachfolgen, d. h. zu ihm halten, von ihm etwas erwarten; ihm glauben, was er sagt; und tun, was er von ihnen fordert. Die Jünger haben sich mit Jesus in ein Boot gesetzt und bitten ihn in der Not um Hilfe. Sie hätten ja auch an Land bleiben können oder in den Augenblick der Gefahr ihre Zuflucht zu jemand anderem oder zu etwas anderem nehmen können, also anderswo als gerade bei Jesus Hilfe suchen können. Das zeigt doch, dass sie Jesus vertrauen, d. h. ihm etwas zutrauen. – Jesus aber schilt ihren Kleinglauben.

Kleinglauben – was heißt das? Dass man zuerst glaubt und vertraut und dann diesen Glauben nicht durchhält; dass man, wenn es brenzlich wird, vergisst, auf wen man sich verlassen hat. Die Jünger sind Jesus gefolgt, aber sie haben ihren Glauben nicht durchgehalten – so wie Jesus, der angesichts des Sturmes schläft und also Ruhe bewahrt; die Jünger dagegen werden unruhig und bekommen Angst.

Diese Aussage der Geschichte – es kommt vor, dass die Jünger Jesu ihren Glauben nicht durchhalten können im Augenblick der Gefahr – hat viele Ausleger dazu bewegt, die Geschichte im übertragenen Sinne zu verstehen und auf die Kirche zu beziehen. Das Schiff, das ist dann die Gemeinde bzw. die Kirche – denken wir z. B. an das Lied „Ein Schiff, das sich Gemeinde nennt“ oder an das Zeichen der Ökumene.

Und die kleingläubigen Jünger? Das sind wir! Aber wovor haben wir Angst? Doch nicht vor Stürmen auf einem See oder auch auf dem Meer. Wir kennen Wettervorhersagen, Sturmwarnungen, seetüchtige Schiffe mit Rettungseinrichtungen, Seenotrettungskreuzer, Radiostationen usw.

Freilich – gelegentlich sitzt auch uns die Angst im Nacken vor Naturkatastrophen wie kürzlich in Managua. Aber im allgemeinen haben wir die Natur in den Griff bekommen und brauchen uns nicht mehr zu ängstigen. Mit Gottes Aufforderung aus der Schöpfungsgeschichte „Machet euch die Erde untertan!“ haben wir den Dämonenglauben gründlich ausgetrieben und uns mit Hilfe von Wissenschaft und Technik der Natur bemächtigt. Aber wovor fürchten wir uns dann? Vielleicht müssen wir das noch besser verstehen:

Und siehe, es erhob sich ein großer Sturm auf dem See, so dass das Schiff von den Wellen bedeckt wurde.

Auch wir sitzen ja alle im gleichen Boot. Dieser Planet Erde ist der uns allen gemeinsame Lebensraum. Und dieses Boot, das durch das Weltall segelt, ist allerlei Stürmen und Wogen ausgesetzt. Dabei brauchen wir nicht gleich an den irgendwann einmal bevorstehenden Wärmetod zu denken. Es gibt aktuellere Bedrohungen, denen wir ausgesetzt sind. Diese Bedrohungen gehen bis auf wenige Ausnahmen nicht mehr von der Natur aus, sondern von uns selber. Wir haben vieles unter Kontrolle gebracht — nur leider uns selbst nicht.

Wir zerstören die Umwelt, und wir zerstören unsere Mitmenschen. Wir beuten die Natur aus, und wir beuten andere Menschen aus. Wir machen uns und anderen das Leben zur Hölle. Wir haben das Vertrauen in eine vernünftige und friedliche Entwicklung des Lebens auf dieser Erde verloren. Wir haben Angst!

Ich habe das jetzt sehr allgemein gesagt. Man könnte die Angst vor der Zukunft auch konkretisieren, indem man anfängt, die Verhältnisse hier in Kolumbien und in ganz Lateinamerika zu analysieren. Wer macht sich denn keine Sorgen darüber, was aus diesem Land, was aus diesem Kontinent werden soll?!

Aber halt, es gibt tatsächlich Leute, die sich keine Sorgen machen; die das Leben hier genießen – die als Nutznießer dieses Systems sich einen guten Tag machen und nicht nach dem Morgen fragen; die möchten, dass alles so bleibt, wie es jetzt ist, weil es ihnen

nützt, wenn sich hier nichts verändert; die das ganze Elend hier ignorieren und die Widersprüche dieser Gesellschaft nicht wahrhaben wollen; die nicht leiden unter der Entfremdung, weil sie die Entfremdung anderer in ihren Dienst gestellt haben.

Aber – nicht wahr, so ignorant sind wir nicht, dass wir den Sturm und die Wogen nicht sehen wollen. Wir haben Angst, weil wir die Gefahr nicht leugnen können. Das Boot schwankt, und wie!

Da traten sie hinzu, weckten ihn auf und sagten; Herr, hilf, wir gehen unter.

Es ist schon etwas wert, wenn Menschen die Gefahr erkennen, ihre Angst zugeben und gemeinsam nach Hilfe suchen. Aber wohin sollen wir uns wenden in unserer Not, die wir selber verursachen? Haben wir jemanden, zu dem wir hingehen können? Und: Sollten wir das überhaupt, auch wenn wir es könnten? –

Das ist ja so einfach: Erst selber sich und andere in Gefahr bringen und dann alles abschieben – auf Gott, auf das Schicksal, auf die Natur des Menschen, die nun einmal so ist. Erst Unheil anrichten – und sich dann vor der Verantwortung drücken.

In unserer Geschichte, die ja nicht von einer selbstverschuldeten Notlage, sondern von einer objektiven Gefahr berichtet – nicht einmal in dieser Geschichte geht Jesus daher und hilft einfach, weil er das kann. Sondern er schilt seine Jünger: Warum seid ihr so furchtsam, ihr Kleingläubigen? Das zeigt doch, dass Jesus etwas von seinen Jüngern erwartet: nämlich Glauben und Vertrauen. Dass er dann tatsächlich hilft, ist eine andere, freilich wichtige Sache.

Vielleicht klingt das ein bisschen billig, dieses Sprichwort: Hilf dir selbst, so hilft dir Gott. Aber es ist etwas Wahres daran: Angesichts der Situation hier in Kolumbien, in Lateinamerika und in der ganzen Welt sind wir zunächst aufgefordert, selbst für Abhilfe zu sorgen, an der Verbesserung der Verhältnisse mitzuarbeiten und tätige Nächstenliebe zu üben.

Kleinglaube ja unser gefährdeten Welt, das bedeutet: In den Tag hineinleben, keine Perspektive für ein zukünftiges Handeln entwickeln.

Glaube in unser gefährdeten Welt, das bedeutet: der Gefahr fest ins Auge sehen, eine Zielvorstellung entwickeln für eine gerechte Gesellschaft in einer beschützten Natur; erste kleine Schritte tun in Richtung auf dieses Ziel – beharrlich und mutig. Eben voller Vertrauen darauf, dass Not und Gefahr, Elend und Entfremdung nicht das letzte Wort sind.

Dann stand er auf, bedrohte die Winde und den See, und es trat große Windstille ein.

Wir wissen, dass Jesus nicht nur die Wetterverhältnisse damals auf dem See Genezareth entmächtigt hat, sondern alle Verhältnisse, in denen Macht ausgeübt wird über Menschen gegen den Willen Gottes. Weil Jesus das gesagt hat: „In der Welt habt ihr Angst; aber seid getrost, ich habe die Welt überwunden“, deshalb sind wir nicht mehr auf die Verhältnisse dieser Welt festgelegt, sondern befreit zur Nachfolge Jesu auf dem Weg in eine gerechte Gesellschaft, die wir „Reich Gottes“ nennen.

Wir glauben, dass Gott allen Menschen eine große Ruhe schenken will. Gott helfe unserem Kleinglauben! Amen.

25.02.1973: Septuagesimae (Text nicht vorgesehen!)

Lukas 6,20-25 (nach F. Steffensky¹)

Beim Propheten Jesaja lesen wir das Wort Gottes: „Gedenket nicht mehr der früheren Dinge, und des Vergangenen achtet nicht. Siehe, nun schaffe ich Neues; schon sprosst es, gewahrt ihr es nicht?“ (Jes 43,18 f). Und die Offenbarung des Johannes lässt den erhöhten Herrn Jesus Christus sagen: „Das Erste ist vergangen. Siehe, ich mache alles neu“ (Offb 21,4 f). Mit diesem Jesus, der die neue Welt proklamiert, wollen wir uns heute ein wenig beschäftigen.

¹ Fulbert Steffensky, Der die neue Welt proklamiert, in: Horst Nitschke (Hg.), Jesus heute gesagt. Predigten der Gegenwart, Gütersloh: Gerd Mohn 1972, S. 67-71.

Proklamieren, das heißt: etwas feierlich und mit Vollmacht ansagen, und zwar so, dass das Angekündigte schon als gegenwärtig erscheint. Das Alte, das Augenscheinliche ist überwunden, entwichtigt, es zählt nicht mehr: denn es gilt das neu Angesagte.

In einem Religionsbuch habe ich einen Text gefunden, der die neue Welt nach der Auferstehung Jesu Christi so proklamiert: „Jetzt hat die Welt die Macht über den Menschen verloren, der Friede mit Gott ist geschlossen, wenn es auch nach außen hin oft nicht so scheint. Es ist so, wie wenn feindliche Armeen einen Waffenstillstand schließen. Es mögen hier und da noch versprengte Truppen Schüsse in die Luft feuern, das ändert nichts an der Tatsache, dass nun die Waffen ruhen, dass der Friede gekommen ist.“ (E. Ohliger, Zeugnis der Bibel, S. 67, 68).

Sollte Jesus tatsächlich so sprechen, und könnten wir seiner Sprache glauben, wenn er das Reich so einfach als gekommen erklärt; wenn er gegen unsere nicht wegzuleugnenden Leiden erklärt, sie seien ja nicht so wichtig, aller Friede sei geschlossen? Sollte er die Stirn haben, unsere Leiden so zu verachten?

Von dem Text dieses Religionsbuches möchte ich nicht formuliert sein: er ist mir zu brutal. Ich will nicht dabei sein und für die Folgen einstehen müssen, wenn einer von der Welt sagt, dass sie schon im Frieden lebe; dass die im Elend lebenden marginados, dass die ausgebeuteten und politisch unmündig gehaltenen Arbeiter dieses Kontinents, dass die bewaffneten Auseinandersetzungen zwischen Afrikanern und ihren portugiesischen Kolonialherren, dass die vereinsamten alten Menschen der Leistungsgesellschaft nicht ernst zu nehmende „Schüsse in die Luft“ seien.

Mit denen, die das Leben so sehr verachten, dass sie seine Schmerzen und seine Absurdität entweder nicht wahrnehmen oder sie nicht ernst nehmen, will ich nichts zu tun haben. Was meinen sie eigentlich mit ihrer schon angekommenen neuen Welt, mit ihrem Frieden, den man nicht sieht, nicht hört und nicht schmeckt? Und was haben sie für einen kaltblütigen Gott, der sie zu glauben heißt,

- dass wichtig der Friede mit ihm selbst sei,
- dass „Schüsse in die Luft“ unwichtig seien,
- dass sekundär und kaum erwähnenswert die in dieser Welt anzutreffende Friedlosigkeit, Zerstörung und Vergeblichkeit sei?

Nun stellt Jesus ohne Zweifel ähnliche Behauptungen auf, Seligpreisungen, Ankündigungen des Neuen, aus den Möglichkeiten der Welt nicht ableitbare Versprechen. Wir können sie etwa in Lukas 6,20-25 lesen:

„Selig seid ihr Armen, denn euch gehört das Reich Gottes. Selig seid ihr, die ihr jetzt hungert, denn ihr werdet gesättigt werden. Selig seid ihr, die ihr jetzt weint, denn ihr werdet lachen. Selig seid ihr, wenn euch die Menschen hassen und wenn sie euch ausschließen und schmähen und euren Namen als einen bösen ächten um des Sohnes der Menschen willen. Freut euch an jenem Tage und frohlocket; denn siehe, euer Lohn wird groß sein im Himmel.“

Was ist der Unterschied zu dem Religionsbuchtext?

Der erste ist der, dass hier nicht Behauptungen aufgestellt werden, allgemeingültig und jederzeit wahr, die nur noch auf die jeweilige Situation anzuwenden sind. Die Sprache Jesu, seine Behauptungen entzündeten sich an der genau wahrgenommenen Armut, am Hungern, am Weinen, an den Verfolgungen. Wenn er die neue Welt verspricht, dann sieht er nicht von den Konflikten, den Schmerzen, den unerfüllten Sehnsüchten dieser Menschen ab. Er redet gegen die wahrgenommene Gegenwart an, er kämpft gegen sie mit seiner Sprache, er findet sich nicht mit ihr ab. Seine Sprache kann nicht mühelos sein, weil sie so viel an Leiden enthält. Sein Glaube, das heißt, seine aufrechterhaltene Hoffnung für die Welt trotz der wahrgenommenen Zerstörung zwingt ihn, so zu sprechen.

Ob seine Sprache wahr ist oder seine Versprechungen leer sind, wir können es nicht entscheiden. Die vorgefundene Realität der Welt hat ihn bisher noch immer Lügen gestraft.

Wir müssen auf diese Versprechen setzen, wenn wir gleichen Glauben haben und nicht in Zynismus und Resignation enden wollen und wenn wir den Schmerz und das Glück – unser eigenes und das aller – so ernst nehmen wollen. Nicht an seinen Erfolgen, nicht daran, dass seine Versprechungen sich schon bewahrheitet haben, erkennen wir, dass Gott mit ihm ist; wir erkennen es daran, dass er sie gegen die sich aufzwingende Realität von Unvollständigkeit und Zerstörung gemacht hat. Wir erkennen es daran, wie er vom Menschen und seiner Zukunft gesprochen hat, mit welcher Hoffnung er die neue Welt fordert. Der *zweite* Unterschied zu dem Schreiber des Religionsbuchttextes ist der „Klassenunterschied“. Wer kann sagen, dass die gegenwärtige Welt die Macht über den Menschen verloren hat, dass der Waffenstillstand schon gemacht ist und dass nur noch ein bisschen in die Luft geschossen wird? Kann das ein Neger in Harlem sagen? Können das die Indios sagen, die in Brasilien ausgerottet werden? Doch vermutlich nicht. Behaupten wird nur der das können, der „seinen Trost schon dahin“ hat, der schon lachen kann und nicht mehr hungert.

Wichtig ist ja nicht nur, dass Jesus den Armen, Hungernden und Weinenden Hoffnung gegeben hat, dass er barmherzig zu ihnen war. Das Versprechen Jesu ist für diese Armen nicht demütigend, weil er ihnen nicht gegenübersteht als der mächtige Spender, sondern weil er von ihrer Partei ist, selber Hunger hat, selber keinen Stein, auf den er seinen Kopf legen und ausruhen kann, selber verfolgt ist. Ihre Interessen sind seine Interessen. Darum ist er ihnen ein Bruder, weil er selbst nichts zu verlieren hat. Es ist keine „geheime Hoheit“ da, aber eine offenkundige Hoheit: sein und seiner Brüder Leiden, seine Hoffnung und sein Glauben in diesem Leiden, die auf die Befreiung der Leidenden gehen.

Vielleicht ist es, wenn wir das Evangelium lesen, doch wichtiger, darauf zu achten, auf wessen Seite er stand, mit wem er identifiziert war, wen er liebte, als darauf zu achten, was er für sie getan hat. Wir hätten uns dann als Nachfolger Christi zwei Fragen zu stellen.

Die *erste*: Stehen wir auf der Seite, auf der Jesus gestanden hat? Nicht nur: Sind wir barmherzig zu den Armen, ein Trost für die Weinenden, ein Schutz für die Verfolgten? Jesuanisch gesprochen wäre das schon eine nicht mehr zu diskutierende Selbstverständlichkeit. Die Frage ist vielmehr: Sind wir arm, ist der Schmerz der Unterdrückten unser Schmerz? Oder versuchen wir nur, von ihnen distanziert, ihnen gnädig zu sein und ihre Armut zu lindern, so wie wir einen Gott wollen, der – allmächtig und unendlich von uns getrennt – uns seine Wohltaten erweist?

Die *zweite* Frage heißt: Wenn wir nicht auf die Seite der Armen, Weinenden und Hungernden gehören, sondern auf die Seite der Lachenden, der Satten und Angepassten, treffen uns dann die Versprechen Jesu? Das ist nun nicht mehr eine methodische oder eine rhetorische Frage.

Wir alle, die wir hier zum Gottesdienst versammelt sind, stehen ja doch eher auf einer bedenklichen Seite, auf der man ganz gut leben kann. Man kann nicht darüber hinweglesen, dass Jesus seine Versprechungen parteilich formuliert, dass er nicht alle damit meint, dass er aus der versprochenen neuen Welt offensichtlich einige ausschließt: „Wehe euch, ihr Reichen; denn ihr habt euren Trost dahin. Wehe euch, die ihr jetzt satt seid; denn ihr werdet hungern. Wehe euch, die ihr jetzt lacht; denn ihr werdet trauern und weinen. Wehe, wenn alle Menschen gut von euch reden, denn ebenso taten ihre Väter den falschen Propheten!“ (Lk 6,24-26).

An einer anderen Stelle sagt Jesus: „Die Zöllner und die Dirnen kommen vor euch in das Reich Gottes“ (Mt 21,31). Die Exegeten sagen uns, dass das „vor euch“ eine ausschließende Formel ist, also heißt: „*sie* werden hineinkommen, *ihr* aber nicht“.

Gelten die Versprechen also unabhängig von jeder Situation und können wir uns als ihre Adressaten verstehen? Wahrscheinlich haben schon die früheren Christen die Verlegenheit empfunden, wenn sie Seligpreisungen der Armen zur Preisung der Armen „im Geist“

umstilisierten. Und vollends wird dieses Versprechen dann zu einem Allgemeinplatz gemacht, wenn die Seligpreisung allzu protestantisch ausgelegt wird: Die Armen werden dann zu denen, die sich als Sünder vor dem großen Gott wissen; die nicht versuchen, etwas vor ihm zu gelten; die in der „Es ist doch unser Tun umsonst“-Pose vor ihm stehen bleiben.

Es könnte ja die tiefste Form von Ausbeutung sein, wenn die Reichen auch noch die Versprechen an die Armen für sich usurpieren!

Die neue Welt – ist sie nicht das Ziel von Phantasten und Träumern, deren Konflikte in der alten Welt so unauflösbar sind, dass sie fern von jeder Realität ihr Reich behaupten und das Gegenwärtige verneinen, wie ein Wahnkranker die Realität verneint, indem er sich seine eigene Welt baut in unendlichem Allmachtswahn? Wir kennen solche phantastischen Bewegungen aus allen Zeiten.

Jesus unterscheidet sich von den Phantasten darin, dass er nicht in der Gebärde der totalen Verneinung dem Gegenwärtigen gegenüber bleibt. Er vermittelt die gegenwärtige mit der neuen Welt, indem er die Gesetze der alten Welt unterminiert und die Methoden der neuen Welt lehrt. Er unterminiert etwa das überall geltende Gesetz, der Mensch könne sich aus sich selbst verstehen, aus sich selbst leben und das Ergebnis seiner Leistung sein. Er unterminiert Sätze, in denen der Mensch sklavisch unter bestimmte Vorschriften und Gebote gestellt wird. Er zerstört ein vorgefundenes Gottesverhältnis, in dem der Mensch die Verhältnisse von Herrschaft und Knechtschaft, die er in seiner Gesellschaft findet, reproduziert.

Er lehrt die Methoden der neuen Welt: Er lehrt, dass für sich selbst zu leben, nichts gilt, dass keiner allein ist. Er lehrt, dass keiner über den anderen herrschen soll. Er lehrt, dass man schwach sein darf, ohne in tödliche Scham zu versinken. Er lehrt, dass keiner festgehalten wird in den Bedingungen seines Lebens: nicht in seiner Armut, nicht in seiner Schuld, nicht in seiner Familie (denn Freundschaft ist mehr). Er lehrt an vielen Stellen, das Herkömmliche in das Neue zu verwandeln. Und er sucht sich seine Gruppe, seine Familie, seine Gemeinde, in der diese Regeln gelten sollen. Der Unterschied zwischen den Phantasten und Jesus ist der Unterschied zwischen dem Rattenfänger der alle herauslockt aus der alten Stadt, und dem Baumeister, der die alte Stadt zur neuen baut.

Erst wo die neue Welt vermittelbar gedacht ist, erst da können auch die Behauptungen Jesu nachgesprochen werden, die wir unter der Bedingungen der augenblicklichen Welt nicht realisierbar sehen. Erst da lernen wir es, wider die Erfahrungen und wider den Augenschein keinen aufzugeben, weil Jesus keinen aufgegeben hat. Erst da lernen wir also eine Totalität zu beanspruchen und zu behaupten, weil wir mit nicht weniger zufrieden sein können als mit dem Ganzen. Amen.

Fürbittengebet:

Allmächtiger Gott, barmherziger Vater!

An dieser Stelle in der Liturgie des christlichen Gottesdienstes bitten wir Dich sonst *für andere* um das, was sie nicht haben und was uns so selbstverständlich gehört: Gesundheit, Glück, Reichtum, Friede und Freiheit.

Heute wollen wir Dich *für uns* bitten, die wir das alles haben, was andere nicht haben, die wir anderen wegnehmen, um selber zu besitzen. Entziehe uns nicht Deine Verheißungen. Gib uns Gelegenheit zur Umkehr! Lass uns am Beispiel des Apostels Paulus lernen, was es heißt, ein treuer Diener Christi zu sein: nämlich arm und schwach zu sein und den Schmerz der Unterdrückten zu teilen.

Gib, dass wir die Leiden der Gegenwart wahrnehmen und an der Hoffnung auf Deine neue Welt festhalten. Lass uns nicht eine heile Welt behaupten, die nur uns nützt, andere aber in ihrem Elend belässt. Gib uns die Kraft zum Einsatz für eine gerechte Gesellschaft, in der jeder seinen Nächsten wie sich selber liebt und in der

die freie Entwicklung eines *jeden* die Bedingung für die freie Entwicklung *aller* ist.
Amen.

25.03.1973: Okuli (Text nicht vorgesehen!)

Markus 6,1-6 (nach G. Hartmann²)

Jesus war in seiner Heimatstadt als ganz normaler Mensch bekannt. Deshalb haben ihm die Leute dort auch nichts Besonderes zugetraut. Und als er trotzdem eines Tages mit einer ungewöhnlichen Predigt zu ihnen kam, mit neuen Worten von einer neuen Art zu leben, da haben sie sich erst gewundert. Aber zuhören wollten sie nicht: Wieso sollte der etwas zu sagen haben, dieser ganz normale Mensch? Wieso sollte der ein Recht haben uns zu belehren, unser früherer Spielgefährte, Nachbar und Arbeitskollege?

Man kann natürlich auch umgekehrt fragen: Wieso konnten sie nicht erst einmal hören und bedenken, was er zu sagen hatte? Die Frage, was einer sagt, ist doch viel interessanter als die Frage, wer es sagt.

Aber wir haben oft das Gefühl: Wenn ich etwas sage, ich allein, hört ja doch keiner darauf. Wir haben zu oft erlebt, dass man gar nicht mehr hört, was einer sagt, weil man fragen kann, *wer* es sagt. Und wenn der nicht einen bekannten Namen und anerkannten Titel hat, ist er nichts wert. „Der Prophet gilt nichts in seinem Vaterland.“ Genauso ging es wohl, als Jesus in seine Heimatstadt kam. Da war er aufgewachsen, da lebten seine Eltern und Geschwister. Alle kannten ihn. Dann war er weggezogen, vielleicht eine Zeitlang ganz verschwunden, schließlich hörte man von seinen Auftritten in den Städten und Dörfern der Gegend. Nun kam er in seinen Heimatort und tat und redete vermutlich, was er überall sagte und tat. Und das war auffällig und aufregend.

Da gab es in jedem Ort Leute, mit denen kein Ehrbarer etwas zu tun haben wollte. Tagediebe, Dirnen, vielleicht ansteckend Kranke und die Steuereintreiber, Verräter im Dienst der römischen Besatzung. Jesus ging zuerst zu diesen Leuten, um ihnen und alle anderen zu zeigen, dass kein Mensch durch seine Vergangenheit endgültig festgelegt und verurteilt ist. Wer gestern gelogen hat, kann heute die Wahrheit sagen, wenn man ihm Vertrauen schenkt. Das war für Jesus ein Zeichen der Liebe Gottes. Ein Zeichen, dass die göttliche Schöpfermacht keinen aufgibt und jeden mit jedem neuen Tag zu neuer Liebe beruft. Ein Zeichen, dass wir keinen Grund haben, uns selbst zu verurteilen, und kein Recht, andere auszuschließen.

Da kannte man auch in jedem Dorf, im ganzen Land das Gebot der Liebe. Aber daneben noch eine ganze Reihe anderer Gebote und Sitten, wie z. B. das Gesetz, am Feiertag, am Sabbat, absolut nichts zu arbeiten. Und manchmal widersprach dies dem Gebot der Liebe. Denn ein Armer braucht auch am Sabbat Brot und ein Kranker Hilfe. Deswegen half Jesus mit Vorliebe am Sabbat. Er brach das Gebot der Feiertagsruhe, um allen zu zeigen, dass das Gebot der Liebe über allen Grenzen steht. Dass Gottes Liebe sich gerade darin zeigt, dass er den Menschen die Freiheit gibt, unbekümmert um alle Sitten und Gesetze zu tun, was gerade richtige und vernünftige Liebe ist.

Den Leuten war das unheimlich. Sicher war es ihnen nicht ganz fremd und unbegreiflich. Mehr oder weniger klar haben sie wohl gespürt, dass er nicht unrecht hat. „Sie wunderten sich über seine Weisheit und Vollmacht“, erzählen die Evangelisten. Denn jeder hatte ja schon einmal irgendwie versagt und spürte wohl, dass es unrecht wäre, ihn deshalb für alle Zeiten zu verdammen. Aber es ist ja aufregend, nun jedem Übeltäter mit neuem Vertrauen zu begegnen. Die meisten empfanden wohl auch, dass zwischen dem Sabbatgesetz und dem Gebot der Liebe gelegentlich ein Widerspruch ist und dass dann Liebe wichtiger wäre. Aber es ist ungemütlich, danach zu handeln, wenn man nicht weiß, was dann die Leute reden, und wenn dann überhaupt kein Gesetz mehr sicher gilt, das man

² Gert Hartmann, *Unsereiner*, in: Horst Nitschke (Hg.), *Jesus heute gesagt. Predigten der Gegenwart*, Gütersloh: Gerd Mohn 1972, S. 11-16.

doch schon in der Schule gelernt hatte. Ich glaube, die Leute spürten wohl, dass Jesus nicht unrecht hatte, dass das, was er sagte, am ehesten dem Frieden dient. Aber auch, dass es aufregend sein würde, danach zu leben. Zu aufregend. Deshalb haben sie sich auch auf die übliche, billige Weise gedrückt: Der? Der will uns lehren? Der ist doch einer von uns, wer gibt ihm das Recht, uns ein neues Leben zu predigen?

Jesus versteht das. Mit galligem Humor hält er ihnen ihr eigenes Sprichwort entgegen: „Der Prophet gilt nichts in seinem Vaterland.“ Das war nämlich schon damals ein Sprichwort. Natürlich haben die Leute längst diesen bequemen Mechanismus durchschaut, dass man gar nicht mehr ernsthaft zuhören muss, was gesagt wird, wenn man zuerst fragt, wer es sagt. Die Leute wussten, wie lächerlich und manchmal grausam diese Bequemlichkeit ist. Deshalb war das schon zum Sprichwort geworden, mit dem man bitter spotten konnte, wenn z. B. im Nachbarhaus ein schläfrigerer Vater seinem wacheren Sohn über de Mund fuhr. Aber als sie nun selbst von Jesus angesprochen werden, entziehen sie sich nach der gleichen billigen Methode.

Dagegen ist Jesus ohnmächtig. Er ist ja wirklich nichts Besonderes. Er ist wirklich einer von ihnen. Wichtig und einzigartig ist allein, was er sagt und durch beispielhafte Taten zeigt, überzeugen und befreien kann nur der Inhalt seiner Worte und Beispiele. Aber Jesus kann keinen hindern, wegzuhören, der nur in untätigem Gehorsam zuhören will, wenn der Redner durch bekannten Namen und anerkannte Titel ausgewiesen ist oder durch irdische oder überirdische Macht seinen Worten Nachdruck verleihen kann.

Ist das nur Ohnmacht? Nun: Es ist Jesu Menschlichkeit. Und das ist nun die Frage, die jeder selbst beantworten muss, ob er Jesu schlichte Menschlichkeit und damit alle bescheidene Menschlichkeit als Ohnmacht verachten will. Oder ob er gerade darin etwas Wunderbares und Überzeugendes sieht und sagt: Endlich einer, der niemanden überfahren, niemanden bevormunden, niemanden durch Tricks betören oder durch Macht bezwingen will. Endlich einer, der uns als erwachsene freie Menschen anredet, damit wir endlich frei und erwachsen werden.

Frei z. B. von der Last der Vergangenheit, frei auch von der Macht nicht immer liebevoller Gesetze und Ordnungen dieser Welt.

Nun werden sicher manche fragen: War Jesus also nur ein Mensch? Muss man nicht noch mehr glauben? Glauben z. B., dass er Gottes Sohn war? Und einige sagen vielleicht sogar: Wenn er nur ein Mensch war wie wir, nicht aber von Geburt an übernatürlich, göttlich, wer sagt mir dann, dass seine Worte und Taten wahr und gültig sind? Wer so redet, macht es genau wie die Leute damals, nach dem Sprichwort: „Der Prophet gilt nichts in seinem Vaterland.“ Unsereiner gilt nichts unter uns.

Wer erfahren will, ob Jesu Worte wahr und gültig sind, der muss auf ihren Inhalt achten. Muss versuchen, danach zu leben und wird dann erfahren, ob sie ihn frei machen.

Gewiss, sie haben Jesus dann bald den Sohn Gottes genannt, aber das haben eben diejenigen getan, die sich durch seine Worte und Beispiele überzeugt und befreit gefunden haben. Sie haben Jesus in frommer Verehrung den höchsten Titel gegeben, der ihnen damals geläufig war.

Eben weil er selbst sich nur auf den Inhalt, nur auf die Überzeugungskraft seiner Worte und Beispiele verlassen konnte und keine sonstige Macht noch daneben, konnte er den Menschen die Augen öffnen für eine Freiheit, die sie nur als ein Geschenk Gottes verstehen und annehmen können. Eben weil sie damals genau wie wir heute durch seine Worte frei werden – frei von der Last der Vergangenheit, für die andere Menschen und wir selbst uns anklagen, frei von den Vorurteilen und Gesetzen, die Menschen machen, frei von der Ohnmacht, zu der mächtigere Menschen uns verurteilen, deshalb erkannten sie seine Worte als Stimme Gottes, seine Liebe als Liebe Gottes. Deshalb nannten sie ihn sinnbildlich Gottes Sohn. Gottes Sohn, dieser Ehrentitel ist ein Sinnbild für die Überzeugungskraft der im Lebe erfahrenen Wahrheit seiner Worte.

So herum, nur so herum geht es: Wer auf den Inhalt seiner Worte achtet und ihre befreiende Kraft erfährt, der kann diesen Menschen dann sinnbildlich Gottes Sohn nennen. Es geht nicht andersherum, dass man sich zuerst einmal zu dem Glauben entschließt oder durchringt, dass Jesus von Geburt an sozusagen göttlicher Natur gewesen sei, das sei das Wichtigste, und dann hätten auch seine Worte Gewicht.

So hat man es ja durch Jahrhunderte getan. Mehr als ein Jahrtausend lang war das in Europa ganz selbstverständlich, dass jedermann, vom Kaiser bis zum Bettler, sein Glaubensbekenntnis zu Jesus Christus als dem Sohn Gottes sprach. Daran hat niemand ernstlich gezweifelt, dass er als Sohn Gottes in die Welt gekommen und zum Himmel zurückgekehrt sei. Aber war man denn auch nur einen Schritt weitergekommen dadurch, dass dieser „Glaube“ zur Selbstverständlichkeit geworden war? Im Gegenteil!

Im Namen dieses Gottessohnes haben die Christen in den ersten Jahrhunderten besser für Arme und Kranke gesorgt als die Behörden des römischen Staates. Im Namen dieses Gottessohnes haben sie aber auch, nachdem der Kaiser und die Polizei christlich geworden waren, die Tempel der Andersgläubigen angezündet und die anderen unterdrückt, wie sie selbst unterdrückt worden waren. Im Mittelalter hat man blutige Kreuzzüge gegen die Heiden veranstaltet und Scheiterhaufen für die Ketzer angezündet. Aber man hat auch in den Klöstern ein gemeinsames Leben in Liebe versucht und gerade den Armen Brot und Bildung gegeben. Beides in Namen des Gottessohnes, aber doch nur eines im Sinne des Menschen Jesus!

Unter Berufung auf Christus hat man den Menschen eine furchtbare Angst vor der Hölle eingejagt, so dass man sogar Lösegeld vor Fegefeuer- und Höllenqualen aus ihnen herauspressen konnte. Andere haben durch die Predigt der vergebenden Liebe die getröstet, die unter ihrem Versagen und ihrer Schuld litten. Unter Berufung auf Christus treten Menschen dafür ein, dass jedem Entscheidungsfreiheit gewährt wird, soweit es irgend möglich ist. Andere verkünden in seinem Namen das Verbot der Antibabypille als strenges Gesetz. Auf den Gottessohn beruft sich mancher Entwicklungshelfer, der zur Überwindung des Rassenhasses beitragen will, genauso wie der südafrikanische Politiker, der die Trennung der Rassen für eine Ordnung und ein Gesetz Gottes hält.

Im Namen des Gottessohnes und im Glauben an seine göttliche Natur geschah und geschieht immer das eine wie das andere! Aber nur eines ist im Sinne seiner Worte und Beispiele, im Sinne des Menschen Jesus! Was hat der Entwicklungshelfer mit dem Rassenspolitiker, was hat Franz von Assisi mit dem spanischen Inquisitor gemein? Das Glaubensbekenntnis! Aber nicht den Glauben!

Es muss dabei bleiben: Überzeugend, befreiend, verpflichtend sind nur die Worte und die beispielhaften Taten Jesu. Das beweist seine Menschlichkeit. Darin liegt seine Ohnmacht. Diese Ohnmacht zeigte sich am Anfang darin, dass seine Landsleute sich leicht seinen Worten entziehen konnten. Diese Ohnmacht zeigte sich dann aber auch darin, dass er sich nicht dagegen wehren konnte, als diejenigen, die an seiner Göttlichkeit, an seiner wunderbaren Geburt und Auferstehung niemals zweifelten, in seinem Namen genau das taten, wonach ihnen der Sinn stand und wozu sie gerade Macht hatten. Sie führten Kriege, zündeten Scheiterhaufen an, unterdrückten Minderheiten und sagten und glaubten sogar, es geschähe in seinem Namen und zu seiner Ehre. Darin gleicht Jesus uns ganz und gar, ist wirklich unsereiner, deren Worte man überhören, verlachen und verdrehen kann. „Der Prophet gilt nichts in seinem Vaterland“: Europa war ja Jahrhunderte lang ganz offiziell und unbestritten christlich, war sozusagen zu seinem Vaterland geworden. Aber indem man meinte, es sei alles in rechter Ordnung, wenn man ohne Zweifel glaubte, Jesus sei der Sohn Gottes, konnte man sich dem Inhalt seiner Worte genauso entziehen wie die Leute in seiner Heimatstadt.

Aber das ist nicht nur seine Ohnmacht. Genau in seinem so ganz menschlichen Auftreten liegt auch seine unüberwindliche Überzeugungskraft. Denn die Worte und Beispiele des

Menschen Jesus sind es, die in allen Jahrhunderten doch immer wieder Menschen bewegt haben, ein Leben in seinem Vertrauen und in seiner Liebe zu versuchen. Menschen, die allen Schandflecken der Kirche zum Trotz leuchtende Spuren seines Geistes erkennen lassen und zeigen, dass Gottes vergebende Liebe stärker ist als das Versagen der Christen. Seine Worte und Beispiele sind es, die bis heute nichts von ihrer Frische, ihrer befreienden und verpflichtenden Kraft verloren haben. Amen.

03.06.1973: Exaudi
Johannes 15,26-16,4

Mit dem heutigen Sonntag „Exaudi“ rüstet sich die christliche Kirche auf das Pfingstfest in einer Woche. Pfingsten – das ist das Fest der Ausgießung des Heiligen Geistes. Heute, einen Sonntag zuvor, bittet die Kirche: Exaudi, Domine! Herr, erhöre uns! Gieß deinen Heiligen Geist aus in unserer Kirche und Gemeinde, gieße ihn aus in unser aller Herzen, erwecke durch ihn die ganze Christenheit auf Erden. Und eben haben wir im Apostolischen Glaubensbekenntnis gebetet: Ich glaube an den Heiligen Geist.

Verstehen wir überhaupt, was wir da beten? Heiliger Geist – wie heißt der und wo wohnt der, hat kürzlich ein Kind seine Eltern gefragt. Was sollen wir darauf antworten, wenn wir selber nicht so genau wissen, wer oder was das eigentlich ist – der Heilige Geist. Im Religionsunterricht der Schule und im Konfirmandenunterricht beim Pfarrer haben wir gelernt, dass der Heilige Geist nach kirchlicher Lehre die dritte Person der Trinität, der Heiligen Dreieinigkeit, ist und dass in der Dreieinigkeit von Vater, Sohn und Heiligem Geist das Geheimnis des christlichen Gottesverständnisses liegt.

Verstanden haben wir das aber meistens nicht, sondern uns nur gewundert – und den Heiligen Geist aus unserem Bewusstsein abgeschoben. Es ist ja schon schwer genug, die Sache mit Gott und seinem Sohn Jesus Christus zu verstehen. Aber der Heilige Geist als Person – nein, ganz unmöglich! Und was man als angebliche Wirkungen des Heiligen Geistes vorgestellt bekommt, das möchte man sich lieber psychologisch oder gar psychopathologisch, d. h. als eine geistige Erkrankung, erklären. Damit ist dann der Heilige Geist erledigt. Und wer sich nicht traut, den Heiligen Geist so offen als dogmatischen Unsinn und krankhafte Erscheinung abzutun, der spricht vielleicht andern gegenüber von einem großen „Geheimnis“, hegt aber bestimmt im Stillen seine Zweifel.

Unter diesen Umständen fällt es gar nicht leicht, sich mit einem Text wie dem eben verlesenen auseinander zu setzen – einem Text, der vom Heiligen Geist spricht und obendrein aus dem so schwer verständlichen Johannesevangelium stammt. Ist da überhaupt zu erwarten, dass wir besser verstehen, was wir bisher schon nicht verstanden haben? –

Wir sollten es wenigstens versuchen! Vielleicht finden wir ja einen Schlüssel zum Text und brauchen dann die Sache mit dem Heiligen Geist nicht mehr so abzuschieben. –

So schwer der Johannestext auch ist – es ist doch zunächst einmal beruhigend, dass hier nicht über den Heiligen Geist als eine Person der Trinität spekuliert wird, was uns bisher so befremdet hat. Der Heilige Geist wird vielmehr mit einer Situation in Verbindung gebracht, die uns allen vertraut ist, die wir alle sehr gut kennen: mit der Situation des Abschieds und der Trauer.

Jesus nimmt Abschied von seinen Jüngern; er weiß, dass der Weg ans Kreuz vor ihm liegt. Die Jünger sind traurig darüber; sie müssen damit fertig werden, dass Jesus, der ihnen so viel bedeutet, sie bald verlassen wird.

Wir kennen das: es braucht eine Zeit der Trauer, um den Verlust eines geliebten Menschen zu verarbeiten. Und wenn man diesen Prozess der Trauer durchmacht, weiß man nie, was dabei herauskommen wird: ob man wirklich damit fertig wird und am Ende getröstet ist.

Gerade das aber möchte Jesus, dass seine Jünger Trost finden, wenn er nicht mehr bei ihnen sein kann. Deshalb spricht er mit ihnen; er nimmt ihre Trauer ernst, möchte aber,

dass sie diese Trauer überwinden: „Wahrlich, wahrlich, ich sage euch: Ihr werdet traurig sein, doch eure Traurigkeit soll in Freude verkehrt werden.“

Wie geschieht das? Wie wird aus Traurigkeit Freude? Wie aus einem Trauernden ein Getrösteter?

Bevor wir uns der Antwort Jesu auf diese Frage zuwenden, wollen wir erst einmal selbst überlegen, was denn eigentlich mit uns passiert, wenn wir einen geliebten Menschen verloren haben, und wie wir die Trauer überwinden und getröstet werden.

Nach einem solchen Verlust sind wir zunächst meist ziemlich geschockt und fühlen uns wie gelähmt. Wir können es nicht fassen, dass der geliebte Mensch nicht mehr da ist, wir reagieren eigentlich gar nicht und zeigen kaum Gefühle. Wir wollen es einfach nicht wahrhaben, dass der Tod seine überlegene Macht gezeigt hat und uns einen schweren Verlust zugefügt hat. Dieser Zustand hält meist nur kurze Zeit an, bis wir der Realität des Todes nicht mehr ausweichen können und unseren Gefühlen der Trauer und Verlassenheit freien Lauf lassen.

Es gibt allerdings Menschen, die sich weigern, die Macht des Todes anzuerkennen. Sie bestreiten dann entweder dem Toten innerlich das Recht zu sterben, halten ihn sozusagen auf der Erde fest, leugnen seinen Tod und verkehren weiterhin mit ihm, als sei nichts geschehen – oder sie versuchen, die Macht des Todes dadurch zu überbieten, dass sie den Toten gewalttätig abschaffen, d. h. nicht mehr an ihn erinnert werden wollen, seinen Namen nicht mehr erwähnen und auch von anderen nicht mehr erwähnt haben wollen und ihn regelrecht ausstoßen. In beiden Fällen wird die überlegene Macht des Todes nicht akzeptiert. Man will selber der Mächtige sein, wenn man den Toten entgegen der Wirklichkeit weiter am Leben hält oder wenn man durch ein gewalttätiges Abschieben und Ausstoßen den Tod gleichsam zu übertreffen versucht. Menschen, die so auf den Tod eines Angehörigen reagieren, nehmen die Schmerzlichkeit des Verlustes überhaupt nicht wahr, empfinden gar keine Trauer und werden folglich auch nicht getröstet.

Aber, wie gesagt, normalerweise erkennen wir nach einer gewissen Zeit des Geschockt-Seins die Realität des Todes an und werden uns der Schmerzlichkeit des Verlustes bewusst. Dann lassen wir unseren Gefühlen freien Lauf und weinen und klagen. Diese Gefühlsausbrüche werden zwar durch die Fülle der Aufgaben etwas gedämpft, die nun einmal mit der Beerdigung eines Verstorbenen verbunden sind; aber bei der Beerdigung selbst brechen die Gefühle dann meist verstärkt hervor.

Die Endgültigkeit des Abschieds macht einem so richtig bewusst, wie abhängig man sich von der geliebten Person gemacht hat. Niemand hat uns diese Erfahrung der Abhängigkeit erschütternder geschildert als der Kirchenvater Augustin. Der frühe Tod eines Freundes bewegt ihn zutiefst: „Ich wunderte mich“, so schreibt er, „dass die anderen Sterblichen lebten, da er, den ich geliebt hatte, als wenn er nicht sterben würde, gestorben war. Und ganz besonders wunderte ich mich, dass ich selbst nach seinem Tode noch lebte, da ich jener noch einmal war.“

Augustin wunderte sich, dass er selbst noch am Leben war. Ja, in der tiefen Trauer um einen geliebten Menschen fühlt man sich selbst wie tot. Der Trauernde stirbt gleichsam einen symbolischen Tod: er verliert das Interesse an der Außenwelt und zieht sich ganz in sich selber zurück, er wird ganz unfähig, sich anderen Menschen zuzuwenden, und wendet sich von jeder Arbeit und Leistung ab, die nicht mit dem Andenken an den Verstorbenen in Beziehung steht. Er lebt ganz sich selbst und seiner Hingabe an den Toten.

Nach einiger Zeit ist es dem Trauernden dann aber wieder möglich, aus seiner Isolierung herauszukommen und sich allmählich seiner Umwelt und der Gesellschaft, in der er lebt, wieder zuzuwenden.

Es gibt allerdings Menschen, die diesen Schritt zu neuen Beziehungen und neuen Aktivitäten nicht schaffen, und ganz auf den Toten fixiert bleiben. Sie installieren den Tote dann sozusagen zu einem übermächtigen Gewissen, dessen Kontrolle sie sich ständig unter-

werfen. Vor jeder Entscheidung wird gefragt, wie denn wohl der Verstorbene in diesem Fall entschieden hätte. Bei einem solchen Verhalten wird zwar die Realität des Todes anerkannt, der Tote aber doch so für das Leben des Hinterbliebenen festgehalten, dass dessen Freiheit und Selbständigkeit erheblich eingeschränkt werden. Es findet eben doch keine Verarbeitung des Verlusts statt. Denn verarbeitet ist der Verlust erst dann, wenn man wirklich losgelassen hat und frei geworden ist zu neuen Beziehungen und neuen, eigenen Aktivitäten.

Das ist ein langer Weg – dieser Trauerprozess, den ich eben beschrieben habe. Er macht sehr viel Mühe – und deshalb nennen es die Psychologen und Mediziner auch Trauerarbeit, was da vom ersten Schock bis zur Wiedergewinnung der eigenen emotionalen Freiheit passiert.

Wichtig dabei ist: Man kann unterwegs stecken bleiben – etwa bei der Leugnung des Todes oder bei der gewalttätigen Abschaffung des Toten oder bei der Unterwerfung unter den Toten. Solche Verhaltensweisen bringen keinen Trost, weil sie den Weg der Trauer bis hin zur Ablösung von dem Toten nicht zu Ende gehen. Wirklich getröstet ist nur, wer die Realität des Verlustes voll anerkennt – und d. h. nicht nur intellektuell zur Kenntnis nimmt –, ohne den Toten dabei ganz zu verlieren oder ihm gar zu verstoßen; wer den Toten als eine geliebte Person in sich aufnimmt und sich von ihm bereichern lässt, ohne dabei die Freiheit zu neuen Fähigkeiten und Tätigkeiten zu verlieren; wer den Toten als „Weggenossen“ und „Bruder“ in der Erinnerung behält, was sowohl Herrschaft übereinander als auch Unterwerfung ausschließt. –

Auf dem Hintergrund dieser Gedanken wird auf einmal viel deutlicher, was der Jesus des Johannesevangeliums mit dem Heiligen Geist, dem Tröster, meint: es ist jener Trost, der am Ende einer gelungenen Trauerarbeit steht, wenn man den Verlust wirklich verarbeitet hat und gelernt hat loszulassen.

Jesus verheißt seinen Jüngern den Heiligen Geist, den Tröster, für die Zeit seiner Abwesenheit von dieser Erde. Aber er weiß, dass dieser Tröster nur kommt, wenn die Jünger die Realität seines Todes anerkennen und ihre Freiheit von ihm akzeptieren. „Ich aber sage euch die Wahrheit: es ist euch gut, dass ich hingehe. Denn wenn ich nicht hingehe, so kommt der Tröster nicht zu euch.“

Die Gabe des Heiligen Geistes – das ist die Fähigkeit, den Verlust der Gegenwart Jesu wirklich zu verarbeiten, und – getröstet zu sein.

Haben wir diese Gabe des Heiligen Geistes? Sind wir den langen Weg der Trauerarbeit bis zum Trost wirklich zu Ende gegangen?

Mir kommt es so vor, als wären wir auf diesem Weg so stecken geblieben, wie ich es vorhin geschildert habe. Stecken geblieben in der Leugnung des Todes: Wir haben die Gottverlassenheit seit Karfreitag nicht ausgehalten und mit Ostern den Kreuzestod rückgängig gemacht. – Stecken geblieben in der Unterwerfung unter den Toten: Wir haben die Freiheit nicht ausgehalten, Freunde Jesu zu sein, sondern uns zu seinen Sklaven gemacht, die noch nicht einmal verstehen, was den Herrn bewegt und was er will.

Es wird noch viel Arbeit kosten, den Weg der Trauer über den Verlust der Gegenwart Jesu wirklich zu Ende zu gehen. Wir werden noch viel Angst zu überwinden haben vor dem Loslassen, vor dem Freiwerden.

Und wie könnte das aussehen, am Ziel zu sein, getröstet zu sein, den Trost, den Tröster, den Heiligen Geist zu haben? Vielleicht so:

Wir anerkennen unsere Gottverlassenheit, ohne den Menschen Jesus von Nazareth dabei ganz zu verlieren oder ihn gar für erledigt zu halten; wir nehmen den Gekreuzigten als eine geliebte Person in uns auf und folgen ihm nach, ohne die Freiheit zu Phantasie und mutigem Einsatz zu verlieren; wir erinnern uns an den Toten als unseren „Bruder“ und „Freund“, der uns nicht beherrschen will und der auch nicht will, dass wir uns ihm unterwerfen.

Auf dem Weg dahin werden wir manche religiöse Sicherheit, manche Geborgenheit und Abhängigkeit loslassen müssen. Das wird uns Angst machen. Aber am Ende haben wir den Trost, den Tröster, den Heiligen Geist – und die Freiheit. Denn wo der Geist des Herrn ist, da ist Freiheit. Die tiefste Wurzel der Freiheit aber ist die Fähigkeit, loslassen zu können.

Jesus hat uns dafür ein Beispiel geliefert. Er hat sich vom Hass der Welt nicht davon abhalten lassen, seinen Weg der Liebe und Parteinahme für die Armen, die Leidenden und die Sanftmütigen bis zum bitteren Ende ans Kreuz zu gehen. Er hat sich von den Lockungen dieser Welt nicht bestechen lassen. Er war unabhängig von dem, was man in frommer Sprache „irdische Güter“ nennt. Er konnte loslassen und gewann dadurch eine große Freiheit und Unabhängigkeit.

Darüber haben sich die Menschen zu allen Zeiten geärgert, weil sie es als Angriff auf sich selbst verstanden haben – auf ihr Selbst, das von dem Streben nach Sicherheit und Geborgenheit und der Anpassung an bergende Normen bestimmt ist.

Jesus hat diesen Hass der Welt gekannt und am eigenen Leibe erfahren. Und er hat seinen Jüngern zugemutet, ihm auf diesem Wege der Distanz zur Welt, des Verzichts auf Bedürfnisbefriedigung und des Loslassens zu folgen. Er konnte das tun, weil er mit der Erfahrung des Trostes, des Trösters, des Heiligen Geistes gerechnet hat.

Wir brauchen diesen Trost, diese Fähigkeit, loslassen zu können, wenn wir ihm nachfolgen wollen. Deshalb bitten wir um die Gabe des Heiligen Geistes: Exaudi Domine! Herr, erhöre uns! Amen.

24.06.1973: 1. Sonntag nach Trinitatis

Lukas 16,19-31

Ich habe lange überlegt, ob es wirklich angebracht ist, dass ich heute Abend über den eben verlesenen Text predige. Es ist nämlich gerade vier Monate her, dass ich mit einer Predigt über einen in der Sache ganz ähnlichen Text aus dem Lukas-Evangelium heftige Reaktionen und scharfe Kritik ausgelöst habe.

Damals ging es um die Seligpreisungen und Weherufe aus der sogenannten Feldrede des Lukas: „Selig seid ihr Armen, denn euch gehört das Reich Gottes ... Doch wehe euch, ihr Reichen; denn ihr habt euren Trost dahin ...“ (Lk 6,20.24). Ich sprach damals über die Parteilichkeit Jesu für die Armen und Unterdrückten, die Verfolgten und Zu-kurz-Gekommenen und fragte, ob wir heute auf der Seite stehen, auf der Jesus gestanden hat. Und weil ich meinte, dass wir doch eher auf einer bedenklichen Seite stehen, auf der Seite der Lachenden, der Satten und Angepassten, auf der man ganz gut leben kann, stellte ich die Frage, ob uns dann auch die Versprechen Jesu, seine Verheißungen einer neuen Welt, treffen oder ob wir nicht eher ausgeschlossen sind vom Reich Gottes nach dem Motto: „Es ist leichter, dass ein Kamel durch ein Nadelöhr gehe, als dass ein Reicher ins Reich Gottes komme“ (Mt 19,24; Mk 10,25; Lk 18,25).

Diese offene Frage – gelten nun die Verheißungen Jesu auch für uns oder nicht – nahm ich auf im Fürbittengebet mit der Bitte, Gott möge uns, die wir reich sind auf Kosten anderer, seine Verheißungen nicht entziehen, sondern uns Gelegenheit geben zur Umkehr. In den Reaktionen auf diese Predigt und auf dieses Gebet hieß es damals: „Unverschämtheit!“ „Marxistische Parteisitzung!“ „Sollen wir jetzt etwa alle arm werden? Das ist doch unmöglich!“ Und mir wurde vorgehalten, dass das Evangelium gar nicht parteilich sei, sondern eine frohe Botschaft für alle, ob arm oder reich. Auch wurde mir die Pauschalisierung „die Reichen“ übelgenommen. Wer sei denn schon wirklich reich? Und beruhe das vorhandene Eigentum nicht auf jahrelanger, mühsamer eigener Arbeit?

Diese Aufregung kam also dabei heraus, als ich über den Lukastext „Selig seid ihr Armen; denn euch gehört das Reich Gottes ... Doch wehe euch, ihr Reichen; denn ihr habt euren Trost dahin“ so predigte, wie ich ihn verstand. Und heute soll ich nun über einen Text pre-

digen, der vom armen Lazarus in Abrahams Schoß und vom reichen Mann in der Hölle erzählt!

Also das Ganze von vorn? Noch einmal dieselbe Predigt? Noch einmal dieselben Reaktionen? Offen gestanden: Mir liegt nichts an einer solchen Wiederholung. Deshalb kam mir auch der Gedanke, über diesen Text lieber nicht zu predigen und einen anderen, unverfänglichen auszusuchen. Aber das wäre ja wohl das Eingeständnis, dass zwischen Ihnen und mir ein Gespräch über das Thema „arm und reich“ unmöglich geworden ist. Und das würde ich nicht gern zugeben wollen, weil ich glaube, dass jede menschliche Gemeinschaft von der Möglichkeit zum offenen und ehrlichen Gespräch lebt.

Ehe ich also unserer Beziehung gleichsam den Totenschein ausstelle wegen Unfähigkeit zum Gespräch, möchte ich es doch noch einmal versuchen – ohne freilich in einer Art Wiederholungszwang das Gleiche noch einmal zu sagen und Sie damit zu zwingen, Ihrerseits dieselbe Position auch noch einmal zu beziehen. Vielleicht ist diese Erwartung einer möglichen Offenheit bei mir selber und auch bei Ihnen übertrieben – aber, wie gesagt, wir sollten es wenigstens versuchen. Ich werde also über den für heute vorgeschlagenen Text aus dem Lukas-Evangelium predigen und möchte Sie jetzt schon dazu einladen, nachher mit mir über diese Predigt zu diskutieren.

Nehmen wir die Geschichte vom reichen Mann und vom armen Lazarus zunächst einmal ganz naiv so, wie sie im Lukas-Evangelium steht:

In einem ersten Teil schildert die Geschichte nichts anderes als den krassen Gegensatz der beiden Gestalten, des Reichen und des Armen, und ihrer Lebensverhältnisse – und den nicht minder krassen Gegensatz ihres Daseins im Jenseits. Im Diesseits befindet sich der eine im maßlosen Glück: Reichtum, Luxus, jeden Tag ein Fest. Der Reiche trägt purpurne Obergewänder wie ein König, Untergewänder aus feiner Leinwand, und zu seinem Leben „alle Tage herrlich und in Freuden“ gehört natürlich auch die Festgesellschaft (Lk 15,24.32). Der Arme dagegen liegt am Portal des Palastes, statt von einer Gewandung ist von seinen Geschwüren die Rede, und dem täglichen Leben „herrlich und in Freuden“ des Reichen entspricht bei ihm das Begehren, wenigstens die Brotstücke zur Nahrung zu bekommen, mit denen man sich an der Tafel des Reichen die Hände abwischt, um sie dann unter den Tisch zu werfen (Mt 15,27). Und der Festgesellschaft, die das Glück des Reichen erhöht, entsprechen bei dem Armen die Straßenhunde, die sein Elend grauenhaft steigern, weil er sich ihrer nicht erwehren kann. Landläufig nennt man das Leben des einen den Himmel, das Leben des andern die Hölle auf Erden.

Wie das Leben beider, so ihr Sterben: Nur das Leichenbegängnis des einen lohnt sich zu erwähnen. Nach modernen Begriffen gehört er zu denen, die vier- oder fünfmal „sterben“, d. h. in einer Serie von Todesanzeigen in der Zeitung erscheinen. Freilich, wo es vom Reichen heißt „und ward begraben“, steht beim Armen: „und ward von den Engeln getragen in Abrahams Schoß“.

Man muss auch beachten, dass in der Erzählung nur der Arme einen Namen trägt – und zwar diesen Namen: Lazarus, das heißt auf deutsch „Gott hilft“. Erst die spätere Legende weiß auch den Reichen zu benennen, wozu sich in der Auslegung der alten Kirche die schöne Bemerkung findet: „Der musste auch angegeben werden, weil man im Volk eher die Namen der Reichen als die der Armen zu kennen pflegt. Gott aber spricht den Namen des Armen aus und nicht den des Reichen, da Gott die Schwachen kennt und ihnen hilft, von den Mächtigen aber nichts wissen will.“

Im übrigen darf man jedoch auf keinen Fall übersehen, dass die Gegenüberstellung der beiden Gestalten in keiner Weise moralisierend durchgeführt wird. Weder ist der Reiche ein Ausbund von Bosheit, ein Wüstling und Geizhals, noch Lazarus ein Ausbund der Frömmigkeit, ein stiller Dulder, ein Held des Alltags. Immerhin, das sagt der Platz des Lazarus vor des Reichen Tür: ihr Leben gehört zusammen; sie haben einander täglich gesehen.

Der Tod setzt beiden ein Ende, der Tod, der aber nicht, wie unsere Sprichwörter sagen, reich und arm einander gleichmacht: „ob arm, ob reich, im Tode gleich“. Vielmehr macht die Ewigkeit Gottes die beiden ganz und gar nicht gleich. Die Engel geleiten Lazarus in Abrahams Schoß, er bekommt den besten Platz an der himmlischen Tafel (Mt 8,11), während der Reiche sich in der Hölle, am Ort der Qualen, wiederfindet. Der Ort der Qual und der Ort der Seligkeit sind durch eine unübersteigbare Kluft voneinander geschieden, trotzdem aber kann man vom einen zum andern hinüberblicken, was sowohl die Qual als auch die Seligkeit wechselseitig steigert. In unserer Geschichte weckt der Blick hinüber in dem Gequälten eine letzte, wenn auch vergebliche Hoffnung. Er, der einst im Überfluss lebte, verlangt jetzt nur noch nach der bescheidensten Labung durch einen Tropfen Wasser zur Linderung seines unerträglichen Durstes.

Das Gespräch zwischen dem Verlorenen und Abraham enthält keinen höhnischen Unterton. Es sagt nur dies: hier waltet die Gerechtigkeit der Vergeltung. Dass es hier um nichts anderes geht als um den Ausgleich des Lebensschicksals, zeigt Abrahams Wort (V. 25): Du hast das dir zugefallene Maß an Gutem in deinem Leben empfangen, er die Leiden. Das ist der Grund für diese Vertauschung der Geschicke nun im Jenseits. Deshalb ist dein Wunsch ein unbilliges Verlangen und noch dazu unmöglich: denn der Weg herüber und hinüber ist unwiderruflich verlegt.

In einem zweiten Teil schildert die Geschichte, wie der Reiche nun nicht mehr für sich selbst, sondern für seine fünf Brüder um Hilfe bittet: Lazarus, aus dem Jenseits zurückgekehrt, soll sie warnen. Abrahams Antwort darauf besagt nicht: das ist unmöglich, sondern es ist unnötig und zwecklos. Die Brüder haben ja die Offenbarung des göttlichen Willens im Alten Testament; das genügt. Es bedarf keiner eindringlicheren und überzeugenderen Demonstration, um die Bruder zum Gehorsam gegen den göttlichen Willen zu bewegen. Und selbst wenn ein Wunder geschähe, es würde keine Umkehr bei den Brüdern bewirken. Denn wer ein Interesse daran hat, Gott auszuweichen, der wird auch eine Toten-Erscheinung für leeren Spuk und Einbildung halten.

Der erste Teil der Geschichte hat seine Pointe also in dem Gedanken des Ausgleichs der irdischen Geschicke im Jenseits; der zweite will sagen, dass die Offenbarung Gottes im Alten Testament keines Wunders, d. h. keiner Toten-Auferstehung zur Beglaubigung bedarf.

Was uns an dieser Geschichte ärgert, ist eben dieser Gedanke des Ausgleichs der irdischen Geschicke im Jenseits. Dass Reichtum an sich in die Hölle und Armut an sich in den Himmel führen soll, das will uns nicht in den Kopf. Denn wo kämen wir hin, wenn das so einfach und handfest wahr wäre? Vermutlich geradewegs in die Hölle! Und das wollen wir nicht wahrhaben. Aber was machen wir dann mit dieser Geschichte? –

Wir nehmen an, dass wir sie bisher falsch verstanden haben. Denn das darf doch einfach nicht wahr sein – diese handgreifliche Seligpreisung der Armen und diese handgreifliche Verwerfung der Reichen! Wo bleibt denn da das Evangelium, die frohe Botschaft für alle?

Wir fangen also an, die Geschichte neu zu interpretieren und sie uns so zurecht zu legen, dass sie nicht mehr so anstößig und unannehmbar ist. Vier solcher Interpretationsversuche möchte ich Ihnen kurz vorführen. Und jeder möge sich die Frage selbst beantworten, zu welcher Interpretation er neigt.

Erstens – und dabei meinen wir besser zu verstehen, welche Art von Reichtum und welche Art von Armut in dieser Geschichte eigentlich gemeint sind: Es sind doch nicht einfach die äußerlich Reichen, die verdammt werden, sondern die Hauptsache ist doch immer, wie man sich zu seiner Armut und zu seinem Reichtum stellt. Auf das Äußere kommt es doch gar nicht an, sondern auf die Gesinnung, auf das Verhältnis zu Gott. Gewiss, Reichtum mag für den Glauben eine gefährliche Sache sein, wenn er einen so ganz ausfüllt und in falscher Sicherheit wiegt; und Armut mag tatsächlich die Nähe zu Gott erleichtern, wenn sie einem die Abhängigkeit von göttlicher Gnade und Hilfe vor Augen führt. Aber Not lehrt

nicht nur beten – sie lehrt auch fluchen. Es gibt so viele Arme, die wegen ihrer Armut mit Gott hadern und an seiner Gerechtigkeit zweifeln, die deshalb die Kirche verachten und atheistischen Heilslehrern nachlaufen. Umgekehrt gibt es aber viele Reiche, die gottesfürchtig und wohl­tätig sind, ja, die gerade durch ihren Reichtum in der Lage sind, ihrem Nächsten wirklich tatkräftig zu helfen. Und Gott soll ein atheistischer, fluchender Armer lieber sein als ein frommer, wohl­tätiger Reicher? So einfach geht das doch nicht mit der Seligpreisung der Armen und mit der Verwerfung der Reichen!

Zweitens – und dabei meinen wir besser zu verstehen, wer mit Lazarus und wer mit dem Reichen in dieser Geschichte eigentlich gemeint ist: Lazarus hat doch viele Gesichter, nicht nur das der ökonomischen Armut, sondern auch das der seelischen Armut, auch das der intellektuellen Armut, auch das der geistlichen Armut. Und weil das so ist, sind wir doch alle, auch der Reichste unter uns, irgendwie und irgendwo ein armer Lazarus! Auch die Bibel meint doch, wenn sie von „Armen“ spricht, immer wieder eine besondere Art von Armut, die nicht unbedingt etwas mit Geldmangel zu tun haben muss. Sie denkt dabei an die Menschen, die sich keiner Verdienste, keiner Leistungen vor Gott rühmen können, die an der Grenze des Lebens stehen, die am Ende und insofern arm sind. Wir alle sind irgendwann in unserm Leben schon einmal an diesem Ende und also ganz arm und hilflos gewesen. Und dann: Wer ist überhaupt reich? Vielleicht keiner von uns, wenn wir an die vielen Gesichter der Armut denken. Vielleicht aber auch wieder jeder von uns, wenn Reichtum nicht nur auf ein dickes Bankkonto beschränkt wird, sondern auch den Reichtum irgendeiner Begabung oder den Reichtum des Geliebtwerdens mit einschließt. Denn auch das verschafft uns ja Vorteile andern gegenüber, macht uns reich, auch wenn wir äußerlich, ökonomisch gesehen, vielleicht sehr arm sind. „Arm“ und „reich“ werden dadurch doch zu sehr relativen Begriffen: jeder kann auf irgendeine Weise „arm und reich“ und „reich und arm“ zugleich sein. Was soll dann aber diese krasse, oberflächliche Unterscheidung von „arm“ und „reich“ durch Seligpreisung und Verwerfung?

Drittens – und dabei meinen wir besser zu verstehen, an wen diese Geschichte eigentlich adressiert ist: Es geht doch gar nicht darum, den Reichen zu drohen, sondern darum, den Armen das Evangelium zu predigen. Diejenigen, die hier in Elend und Jammer leben, sollen getröstet werden mit der Hoffnung auf eine bessere Zukunft in einer andern Welt. Gott wird den Armen dieser Welt dereinst helfen. Himmelsvorstellung und Reich-Gottes-Erwartung gehen also durchaus in Ordnung. Aber das mit der Hölle ist doch gar nicht so ernst gemeint: da brennt kein Feuer, die Hölle gibt's gar nicht. Die Seligpreisung der Armen passt zum Evangelium, aber die Verwerfung der Reichen passt nicht. Denn Jesus hat sie doch alle geliebt, vielleicht die Armen etwas mehr, aber verworfen und gehasst hat er doch niemanden.

Viertens – und dabei meinen wir besser zu verstehen, wer diese Geschichte eigentlich erzählt: Der Gedanke vom reichen Mann in der Hölle stammt doch bloß aus dem Hass der Zu-kurz-Gekommenen. Das war schon immer so in der Weltgeschichte: die Faulen haben die Fleißigen, die Minderwertigen die Überlegenen beneidet und gehasst. Und in diesem Märchen von den Höllenqualen des reichen Mannes und der himmlischen Seligkeit des armen Lazarus kommen sehr deutlich die Hassgefühle der Erfolglosen zum Ausdruck, die damit doch nur versuchen, ihrer unscheinbaren Existenz eine Größe und Macht zu verleihen, die mit der Wirklichkeit nichts zu tun hat. Wir lassen uns von Himmel und Hölle nicht bange machen! Was zählt in dieser Welt, ist Leistung und Erfolg. Wer da nichts zu bieten hat, der bleibt eben auf der Strecke. Der Gedanke einer Umkehrung der Verhältnisse in einer jenseitigen Welt ist jedenfalls ziemlich lächerlich! Stammt dieses Märchen überhaupt von Jesus? Ein solches Klassendenken passt doch gar nicht zu dem Niveau seiner religiösen Reflexion!

Das sind nur vier Beispiele, wie man mit dem Ärgernis des naiv und handgreiflich verstandenen Textes umgehen kann: indem man ihn umkehrt, relativiert, ablenkt oder diffamiert.

Es gibt sicherlich noch mehr Möglichkeiten, aber auf Vollständigkeit kommt es mir jetzt nicht an. Ich will auch nicht lang und breit erörtern, was ich an diesen Interpretationsversuchen für richtig und was für falsch halte; das könnten wir nachher gemeinsam in einem Gespräch tun. Mir kommt es jetzt vielmehr darauf an, darüber nachzudenken, was hier eigentlich mit dem Bibeltext gemacht wird und vor allem warum das gemacht wird. Nehmen wir an, der Text will uns warnen, uns verunsichern, uns beunruhigen, uns in Frage stellen – dann ist doch der gemeinsame Nenner aller vier beispielhaft genannter Interpretationsversuche darin zu sehen, dass wir versuchen, uns zu entschuldigen, uns dem Angriff zu entziehen. – Wir weichen aus! Warum?

Niemand lässt sich gern verunsichern. Wir alle streben nach Sicherheit und Geborgenheit – jetzt für den Augenblick und auch für die Zukunft. Dem dient auch unser Bemühen um materiellen Erfolg. Der ist zwar nicht ausreichend für ein sicheres und geborgenes Leben, das wissen wir, aber er ist eine wichtige Voraussetzung dafür. Der Volksmund sagt: „Geld macht zwar nicht glücklich, aber es beruhigt ungemein.“ Und auf einmal wird das, was eine so wichtige Funktion für uns hat, von einem Bibeltext noch in andere Zusammenhänge gestellt, befragt, kritisiert, angegriffen. Das löst Angst und Abwehr aus. Ich verstehe diese Reaktion, denn ich wehre zunächst auch ab, wenn ich angegriffen werde. Vielleicht habe ich das zu wenig bedacht, als ich meine Predigt damals vor vier Monaten hielt. Aber selbst wenn man auf diese Ängste und Abwehrhaltungen ein wenig mehr eingeht, bleibt doch die Frage, ob ein Bibeltext mit dem, was er uns zu sagen hat – und also auch mit dem, was er gegen uns zu sagen hat –, zur Sprache kommen darf. Ist es richtig, wenn wir mit unseren Erwartungen an einen Gottesdienst und an eine Predigt selbst bestimmen wollen, was uns das Neue Testament sagen darf und was nicht? –

Nun werden Sie einwenden wollen dass hier ja gar nicht das Neue Testament zu Ihnen spricht, sondern ich, der Vikar, mit meiner Sicht des Evangeliums. Das ist sicher richtig. Und auch im Neuen Testament spricht ja nicht Jesus zu uns, sondern die Evangelisten mit ihrer jeweils spezifischen Sicht von Jesus. Aber das Problem, ob ein Text aus dem Neuen Testament uns das sagen darf, was er zu sagen hat, verschiebt sich dann bloß auf konkrete Menschen: Gestatten wir anderen, uns etwas zu sagen, was wir nicht erwartet haben, was uns verunsichert, was uns angreift? Hier im Gottesdienst kommt dabei ja noch das Problem hinzu, dass gewöhnlich nur einer das Privileg des Sprechens hat und die andern sich das geduldig oder auch ungeduldig anhören müssen. Und wenn man sich nicht verteidigen kann, wiegen Angriffe doppelt schwer. Lassen wir sie trotzdem zu?

Für mich verbirgt sich hinter dieser Frage auch ein ernstes Problem unseres Glaubens. Wir haben gelernt, das Evangelium über das Gesetz zu stellen und daraus die Erfahrung einer großen Befreiung zu schöpfen. Die beiden Theologen, denen wir diese Erkenntnis zu verdanken haben, nämlich Paulus und Luther, waren dabei ganz sicher, dass der Erfahrung von Freiheit ganz von selbst das Engagement für Gerechtigkeit und Nächstenliebe folgen würde. Mir kommt es heute manchmal so vor, als sei dieser Zusammenhang von Freiheit und Engagement gar nicht so selbstverständlich. Allzu oft möchten wir Gott darauf festlegen, uns nur noch zu lieben und zu bestätigen, damit wir machen können, was wir wollen. Wir lassen uns auch von Gott nichts mehr sagen – es sei denn Lob und Anerkennung. Dass Gott aber auch zornig werden kann, dass er Forderungen an uns stellt, das haben wir bei allem Glück über die frohe Botschaft des Evangeliums beinahe vergessen.

Ich glaube diese Geschichte vom reichen Mann und vom armen Lazarus will uns daran erinnern mit den Worten Abrahams: „Ihr habt Mose und die Propheten; auf die sollt ihr hören!“ Und auf was sollen wir da hören? Beim Propheten Micha heißt es: „Es ist dir gesagt, Mensch, was gut ist und was der Herr von dir fordert: nichts als Recht üben und die Güte lieben und demütig wandeln vor deinem Gott“ (Mi 6,8). Amen.

08.07.1973: 3. Sonntag nach Trinitatis

Lukas 15,1-10

Jesus hat Ärger mit den Pharisäern und Schriftgelehrten, weil er sich mit den Zöllnern und Sündern abgibt. Wir kennen diese Situation aus vielen Erzählungen des Neuen Testaments: denken Sie nur an das große Gastmahl im Hause des Zöllners Levi, an Jesu Besuch bei Oberzöllner Zachäus oder daran, dass Jesus sich einmal von einer stadtbekanntesten Dirne die Füße salben lässt. Jedesmal regen sich die Pharisäer und Schriftgelehrten darüber auf, dass Jesus gut Freund ist mit Zöllnern und Sündern (Mt. 11,19) und sich mit ihnen auf eine Stufe stellt.

Wie sieht nun unsere Reaktion auf diesen Konflikt aus? Was sagen wir zu dieser Auseinandersetzung?

Zunächst werden wir wohl sagen: Jesus hat Recht, er macht das schon richtig. Denn in der kirchlichen Tradition haben wir gelernt, in den Pharisäern und Schriftgelehrten ganz unangenehme Menschen zu sehen: Heuchler und Scheinheilige, die sich für etwas Besseres halten. Und wir haben gelernt, uns als „Zöllner“ und „Sünder“ zu fühlen, als Menschen mit kleinen Schwächen und Webfehlern, die der Vergebung bedürfen. Da bedeutet dann der Konflikt Jesu mit den Pharisäern und Schriftgelehrten, dass Jesus auf unserer Seite steht, die wir den Zöllnern und Sündern so ähnlich sind oder doch wenigstens lieber ihnen ähnlich sein wollen als den Pharisäern und Schriftgelehrten. Aber wenn wir näher hinsehen, merken wir, dass an dieser uns so vertrauten Sicht der Dinge etwas schief ist, dass das eher eine kirchliche Klischeevorstellung ist als eine nüchterne Betrachtung der Wirklichkeit zur Zeit Jesu.

Die Pharisäer und Schriftgelehrten wären nämlich ehrliche und anständige Leute, die sich bemühten, nach den Geboten Gottes zu leben. Die Zöllner dagegen arbeiteten mit der verhassten römischen Besatzungsmacht zusammen und beuteten ihre eigenen Landsleute durch überhöhte Steuersätze aus. Und die „Sünder“, das waren Leute, die sich nicht an die Lebensordnung der Gemeinschaft hielten.

Hatten da die Pharisäer und Schriftgelehrten nicht Recht, wenn sie sich im Namen der guten Ordnung Gottes gegen die Ausbeuter und Störenfriede der Volksgemeinschaft wehrten?

Wir denken doch im Grunde genauso: Jede menschliche Gemeinde braucht eine „Lebensordnung“, d. h. eine Ordnung, die das Leben der Gemeinschaft schützt und fördert. Wer gegen diese Lebensordnung handelt, der gefährdet Leben und Existenz der betreffenden Gemeinschaft; er ist ihr Feind, der sie bedroht und gegen den man sich zur Wehr setzen muss. Wer aber gemäß dieser Lebensordnung handelt, der trägt damit zu ihrer Stärkung und zum Segen bei, den sie bringt. Er ist darum der Freund, der Anspruch auf Hilfe und Unterstützung hat.

Jesus hat aber damals nicht die Freunde der Lebensordnung in Israel unterstützt, sondern ihre Feinde. Jedenfalls meinten das die Pharisäer und Schriftgelehrten, wenn sie Jesus vorwarfen, er sei „der Zöllner und der Sünder Geselle“ (Mt. 11,19).

Wir müssen also unsere erste Reaktion auf den Konflikt Jesu mit den Schriftgelehrten und Pharisäern revidieren: nicht Jesus, sondern seine Gegner haben Recht. Es ist wirklich ungeheuerlich, was Jesus da macht. Man stelle sich nur einmal vor, er würde die Gegner unserer Lebensordnung heute unterstützen, Das würden wir uns auch nicht gefallen lassen!

Die Pharisäer und Schriftgelehrten haben Recht und Jesus hat Unrecht: das macht uns neugierig darauf, was Jesus zu seiner Rechtfertigung zu sagen hat!

Jesus erzählt eine Beispielgeschichte aus dem Alltag seiner Zeit, von der er glaubt, dass sie ohne weiteres einleuchtet und Zustimmung findet: ein Hirte verlässt seine Herde, um ein verlorenes Schaf zu suchen.

Auch wenn wir heute keine so genaue Vorstellung mehr haben vom Beruf eines Hirten, so finden wir doch dieses Verhalten keineswegs selbstverständlich.

Wir machen eine nüchterne Rechnung auf: 99 zu 1. Wie kann der Hirte 99 Schafe im Stich lassen, um dem einen hinterherzulaufen? Das steht doch in keinem Verhältnis zu einander: 99 Schafe zu gefährden, um vielleicht eines zu retten!

Mit diesem Beispiel macht es Jesus uns also nicht leichter, sein Verhalten zu verstehen, im Gegenteil: Er gibt damit doch ganz offen zu, dass ihm die paar Außenseiter der Gesellschaft wichtiger sind als die große Zahl der ehrlichen und anständigen Leute.

Es könnte aber auch sein, dass wir die Beispielgeschichte vom Hirten und vom verlorenen Schaf bisher ganz falsch verstanden haben. Vielleicht hilft uns da ein Satz weiter, den Jesus in einer ähnlichen Auseinandersetzung zu seiner Rechtfertigung gebraucht hat: „Nicht die Gesunden bedürfen des Arztes, sondern die Kranken“ (Mk. 2,17). Das leuchtet nun sofort ein – und wirft ein ganz neues Licht auf die uns bisher so unverständliche Beispielgeschichte. Wenn sich ein Arzt um einen Kranken bemüht, dann richtet sich das nicht gegen die Gesunden, im Gegenteil er versucht, den Kranken in den Kreis der Gesunden zurückzuführen. Und so meint Jesus das auch mit dem Hirten: Wenn der Hirte sich um das eine verlorene Schaf kümmert, dann richtet sich das nicht gegen die übrige Herde, im Gegenteil: er versucht, die Vollständigkeit der Herde wiederherzustellen. Das Konfrontationsdenken stammt von uns.

Das haben wir doch erst in die Beispielgeschichte hineininterpretiert, dass sich der Einsatz für das eine Schaf gegen die übrigen 99 auswirken muss. Und so haben wir auch schon von Anfang an gedacht, wenn wir meinten, dass Jesu Parteinahme für die Zöllner und Sünder sich gegen die Pharisäer und Schriftgelehrten richten müsste.

Jesus macht uns nun klar, dass er unser starres Konfrontationsdenken ignoriert, dass er gar nicht darauf eingehen will, sondern uns eine Alternative anzubieten hat: Wie sich der Einsatz des Hirten für das eine Schaf nicht gegen die übrige Herde richtet, so richtet sich auch Jesu Bemühen um die Zöllner und Sünder nicht grundsätzlich gegen die Pharisäer und Schriftgelehrten. Jesus kann im anderen Zusammenhang ja auch das Gesetz Gottes loben und die Sünde kritisieren.

Nein, es geht nicht um Konfrontation und Rechthaben der einen oder anderen Seite. Sondern es geht darum: Wie der Hirt durch die Suche nach dem verlorenen Schaf die Vollständigkeit seiner Herde wiederherstellen möchte, so möchte Jesus durch die Gemeinschaft mit den Zöllnern und Sündern zeigen, dass alle Menschen nach dem Willen Gottes zusammengehören.

Parteilichkeit, die sich nicht grundsätzlich gegen jemanden richtet, sondern für jemanden geschieht im Interesse aller: für jemanden, der es nötig hat, der von den anderen links liegen gelassen, ignoriert, ausgestoßen wird. –

Wir können das kaum nachvollziehen, weil unsere Erfahrungen im täglichen Leben so ganz anders sind. Da herrscht der Kampf aller gegen alle, jeder ist auf seinen eigenen Vorteil bedacht. Unser Leben wird von lauter Interessen- und Klassengegensätzen bestimmt.

Weil angeblich Ordnung sein muss, machen wir Unterschiede, schließen wir aus, wehren wir andere ab. Wir wollen Recht haben – auch wenn wir andere damit ins Unrecht setzen. Wir wollen Freunde haben – auch wenn wir anderen damit das Unglück zumuten. Wir können oder wollen das Ganze nicht denken, weil Teilergebnisse uns schon zufrieden stellen.

Pech nur für den, der die Außenseiterrolle erwischt, der ausgeschlossen wird vom Glück der Anderen. Wenn wir selbst einmal in diese Situation geraten sollten oder sie gar schon erlebt haben, werden wir vielleicht ermessen können, wie umwälzend neu und befreiend das Verhalten Jesu ist, sich nicht auf diesen gegenseitigen Kampf und diese Abgrenzungen einzulassen, sondern die Gemeinschaft zu suchen.

Das heißt nun aber nicht, dass Jesus die Unterschiede einfach ignoriert und die Gemeinsamkeit einfach behauptet. Er ergreift schon Partei und setzt sich ein für die Armen, die Unterdrückten und Zu-kurz-Gekommenen, denn sie haben es nötig, aber nicht so, dass er nur Gruppeninteressen im Auge hat und den einen gegen den anderen ausspielt, sondern so, dass er da hilft, wo Hilfe am dringendsten nötig ist, wo ein Bruch geheilt und Gemeinschaft wiederhergestellt werden kann. Also wieder eine gesetzliche Predigt, die dazu auffordert, es Jesus gleich zu tun, ihm nachzufolgen?

Ja und nein. Ich meine, dass nichts ganz Unmögliches von uns verlangt wird. Denn neben den Kampferfahrungen im Alltag stehen doch auch noch andere Erlebnisse. Liebe zielt auf die Herstellung immer größerer Einheiten. Wir machen doch auch die Erfahrung, dass Getrenntes zusammenkommt.

Freude geht aufs Ganze, nicht auf Teile.

Aufgabe: Gemachte Erfahrungen von Liebe und Freude festzuhalten und in die Zukunft zu verlängern.

Hoffnung auf das Reich Gottes, in dem nicht ein einziger ausgeschlossen ist. Es geht um das Ganze und deshalb um die verlorenen Teile. Amen.

05.08.1973: 7. Sonntag nach Trinitatis

Markus 8,1-9

Sehr viele Menschen auf dieser Welt müssen Hunger leiden, viele von ihnen sterben sogar vor Hunger, täglich sind es über 10.000, die auf solch elende Weise umkommen. Die meiste Menschen der reichen Industrieländer, die im Überfluss leben, haben dieses Problem erkannt und versuchen zu helfen: durch Entwicklungshilfeprojekte im Großen und durch persönlichen Einsatz im Kleinen. Auch unsere Gemeinde macht mit der Kindertagesstätte den Versuch, dort zu helfen, wo Hilfe am dringendsten benötigt wird. Aber trotz weltweiter Kampagnen gegen den Hunger werden die daran Beteiligten das Gefühl nicht los, dass das nur Tropfen auf den heißen Stein sind, dass sich der Teufelskreis des Hungers bei der raschen Zunahme der Weltbevölkerung nicht durchbrechen lässt.

In dieser beinahe hoffnungslosen Situation wird uns vom Evangelisten Markus berichtet, dass damals am See Genezareth viertausend Menschen von sieben Broten und ein paar Fischen satt geworden sind und dass sogar noch etwas übrig blieb. Ein Wunder, das zu tun man Jesus zutraute. Wenn das doch heute möglich wäre, viertausend Menschen mit sieben Broten und etwas Fisch satt zu machen und immer noch etwas übrig zu haben! Es wäre fast zu schön, um wahr zu sein. Aber wir glauben nicht an Wunder, wir haben auch noch keines dieser Art erlebt. So was ist heute unmöglich und war es auch damals.

Wir glauben nicht daran, dass Jesus das Wunder der Brotvermehrung wirklich getan hat. Dazu wissen wir zu gut, dass das Thema der wunderbaren Speisung ein beliebtes Erzählmotiv auch in anderen Kulturen und zu anderen Zeiten ist. Auch von Buddha wird zum Beispiel erzählt, dass er mit einem Brot, das ihm in seine Almosenschale gelegt war, zuerst seine 500 Jünger und dann noch alle Insassen eines Klosters sättigt und dass trotzdem noch viel Brot übrig bleibt. Auch in der Bibel kommt das Thema der wunderbaren Speisung häufiger vor: In der Zeit der großen Wanderung durch die Wüste wird das Volk Israel auf wunderbare Weise mit Manna und Wachteln gespeist (Ex 16). Einige Jahrhunderte später sollen einer Witwe Mehl und Öl nicht mehr ausgegangen sein (1. Kön 17). Und vom Propheten Elisa wird eine Geschichte erzählt, die unserem Text auffallend ähnelt (2. Kön 4,42-44): Elisa bekommt 20 Gerstenbrote geschenkt. Er befiehlt, sie seinen Leuten vorzusetzen. Auf den Einwand seines Dieners: „Was ist das schon für 100 Männer?“ antwortet er: „Gib es den Leuten zu essen; denn so spricht der Herr: Man wird essen und noch übriglassen.“ Da setzte der Diener es ihnen vor, und sie aßen und ließen noch übrig, nach dem Wort des Herrn.

Was hat den Evangelisten Markus wohl veranlasst, auch Jesus solch ein Speisungswunder zuzuschreiben? Vielleicht wollte er damit deutlich machen, dass die Wunderkraft und Segensfülle, die von Jesus ausging (und ausgeht), bei weitem die Wunder übertraf (und übertrifft), die sich in der Zeit des Alten Testaments ereignet haben.

Das ist eine ehrenwerte und verständliche Absicht, aber sie ändert nichts an unserer Einsicht, dass das Speisungswunder sicher so nicht passiert ist, ja dass es wohl überhaupt keine Wunder als Durchbrechung der Naturgesetze gibt.

Wie gesagt: Es wäre schon eine großartige Sache, wenn die Hungrigen dieser Welt auf so wunderbare Weise gespeist werden könnten. Aber wir glauben nicht an Wunder.

Was machen wir dann mit unserer Geschichte, wenn wir ihr das massive Wunder nicht abnehmen können? Lassen wir sie links liegen oder finden wir doch noch etwas daran, was uns neue Einsichten vermittelt und uns weiterhilft?

Wir könnten das Wunder auch verstehen als ein Zeichen, das einen „Verweisungszusammenhang“ setzt, als ein Zeichen, das scheinbar Nicht-Zusammengehörendes in eine Beziehung zueinander bringt: nämlich Gott und unser Essen und Trinken. Jesus kümmert sich im Namen Gottes auch um das leibliche Wohl der Menschen.

Dass Jesus gepredigt hat, ist uns vertraut. Wir sehen deshalb in Jesus gern den Verkünder einer religiösen Lehre, einen, dem es um Innerlichkeit oder Jenseitigkeit geht. Aber das Evangelium belehrt uns eines Besseren: Jesus interessiert sich auch für den Hunger, für die Traurigkeit, für die Armut, für das Leiden. Er kündigt das Kommen des Gottesreiches an, das eine radikale Veränderung, der Verhältnisse mit sich bringen wird: da wird es keinen Hunger, keine Trauer, keine Armut und kein Leiden mehr geben. Jesus weiß, dass es Gott um den ganzen, um den heilen Menschen geht. Und Hunger widerspricht dem! Nicht Liebe ist das Brot der Armen – das wäre eine Vertröstung und eine Aufforderung dazu, sich mit den elenden Verhältnissen in dieser Welt abzufinden. Nein, Brot und Fische, konkretes, wirkliches Essen ist es, was dem Hungrigen zusteht, ihm in seiner Not hilft.

Jesus geht es nicht um zeitlose religiöse Wahrheiten, die innerlich und unabhängig von der gesellschaftlichen Situation angeeignet werden könnten, sondern um konkrete, mit Händen greifbare Hilfe für den hungernden, traurigen, armen und leidenden Menschen – eine Hilfe, die sich in den konkreten Verhältnissen unserer Welt zeigen und sie verändern muss.

In unserer Geschichte geschieht diese Veränderung der Verhältnisse durch ein Wunder, an das wir nicht glauben.

Könnte das aber nicht gerade die fatale Konsequenz unserer aufgeklärten Wunderskepsis sein, dass wir die Fähigkeit verlieren, auf eine radikale Veränderung irdischer Verhältnisse zu hoffen? Das Wunder lässt sich doch auch verstehen als die vorweggenommene Verwirklichung einer unglaublichen Hoffnung: dass nämlich alle Menschen einmal satt werden. Das wäre doch wirklich ein Wunder, wenn alle Hungernden dieser Welt satt werden könnten und noch etwas übrig bliebe!

Es müsste sich schon Gewaltiges ändern in unserer Welt, wenn es so weit kommen sollte. Und eben daran glauben wir nicht, weil wir „nüchtern“ und „realistisch“ denken: es wird immer Hungernde, Traurige, Arme und Leidende geben. Unsere Skepsis Wundern gegenüber hat darin ihren eigentlichen Grund: Wir haben keine Hoffnung auf eine radikale Veränderung irdischer Verhältnisse, was wirklich ein Wunder wäre, und deshalb glauben wir nicht an Wunder.

Warum ist das so? Wer hat uns diese Hoffnung abgekauft, weggenommen, zerstört? Wir selbst etwa, weil wir ein Interesse daran haben, dass sich nichts verändert? Weil wir keine Hoffnung mehr für uns selber haben, vielmehr wunschlos glücklich sind, und Hoffnung für andere für albernen Altruismus halten, der die eigene Person gefährdet? Oder haben uns andere, mächtigere und einflussreichere Leute diese Hoffnung abgekauft, weggenommen,

zerstört? Warum lassen wir uns das gefallen? Um welchen Preis opfern wir unsere Hoffnungen für uns und diese Welt?

Ist es denn sinnvoll, unsere Träume von einem besseren Leben unter den Trümmern der sogenannten Wirklichkeit zu begraben?

Jesus hat einmal gesagt: „Wahrlich ich sage euch: Wenn ihr nicht umkehrt und werdet wie die Kinder, so werdet ihr nicht ins Gottesreich kommen.“ (Mt 18,3)

Kinder halten an ihren Träumen fest, auch wenn die Realität dagegen spricht. Das verleiht eine innere Kraft, die die entfremdende Wirklichkeit zu überwinden hilft. Freilich, die Gefahr ist groß, die Realität völlig zu verfehlen und nur noch in einer wahnhaften Traumwelt zu leben. Träume können auch Schäume sein. Aber ohne Hoffnungen hört der Mensch auf, wirklich menschlich zu leben. –

Fassen wir noch einmal zusammen, was uns die Geschichte von der wunderbaren Speisung am See Genesareth sagen will:

Erstens: Das Evangelium hat auch mit materiellen Dingen zu tun, weil der Hunger dem Menschenbild Gottes widerspricht.

Zweitens: Das Evangelium vertritt eine große Hoffnung für die Menschen, ja es nimmt sie im Wunder vorweg als die eigentliche Realität.

Was bedeutet das nun für uns? Wir sollen ermutigt werden, eine große Hoffnung zu haben für uns und diese Welt, dass sich die konkreten Verhältnisse, unter denen wir leben, so verändern, dass kein Hunger, keine Traurigkeit, keine Armut und kein Leid, ja nicht einmal die Macht des Todes mehr sein wird.

Und wir sollen im Glauben an dieses große Wunder fähig werden, erste, konkrete Schritte zu tun, die diese Welt verändern in Richtung auf das Reich Gottes, in dem Liebe und Verständnis herrschen wird. Amen.

26.08.1973: 10. Sonntag nach Trinitatis (Text nicht vorgesehen!)

Markus 11,15-19

Wenn man diese Geschichte hört von den Händlern und Wechslern im Tempel möchte man sich auch gleich entrüsten und Jesus in seinem Verhalten recht geben. Kaufleute und Geldwechsler haben im Tempel, wo doch der Gottesdienst stattfindet, nichts zu suchen, also hinaus, mit ihnen! Wir sind empört, fühlen uns aber gar nicht selber angesprochen. Wir denken allenfalls an jüdische Geschäftstüchtigkeit oder an den Handel mit Heiligenbildern vor katholischen Kirchen. Solchen Missbrauch haben wir seit der Reformation überwunden. Das Pathos der Tempelreinigung scheint gut zu uns Protestanten zu passen.

Bei so viel reformatorischem Selbstbewusstsein stehen wir aber in der Gefahr, ein paar nüchterne Tatsachen zu übersehen. Ein frommer Jude könnte uns nämlich die Situation damals im Tempel erklären: In Jerusalem ist gerade Passahfest. Die jüdische Kultgemeinde feiert damit jedes Jahr das Andenken an den Auszug der Israeliten aus Ägypten. Lämmer werden geschlachtet, gebraten und verzehrt wie damals, als die Israeliten das Blut der Tiere brauchten zur Abwehr des Würgeengels, der alle Erstgeburt in Ägypten erschlug. Das Opferlamm musste tadellos in Ordnung sein, sonst wurde es von den Priestern abgelehnt und zurückgewiesen. Die Pilger, die zu Tausenden von überall her nach Jerusalem zum Passahfest kamen, wollten das Risiko einer solchen Zurückweisung nicht eingehen und kauften die Tiere lieber an Ort und Stelle. Wo eine Nachfrage ist, etabliert sich auch schnell ein Angebot: so wurden Opferlämmer an Pilger verkauft und Tauben an Arme, die ein Lamm nicht bezahlen konnten.

Die Geldwechsler waren nötig, damit man seine Tempelsteuer bezahlen konnte; denn heidnische Münzen, die damals vor allem im Umlauf waren, wurden nicht angenommen. Verkäufer von Opfertieren und Geldwechsler waren also notwendig, damit die vielen Pilger aus aller Welt das Passahfest feiern konnten. Und außerdem fanden Handel und

Geldumtausch nicht im Tempel selbst statt, sondern im Vorhof, der durch eine hohe Mauer vom Heiligtum getrennt war.

Nach dieser Erklärung können wir das Verhalten der Juden sicher etwas besser verstehen: Wir selbst feiern ja auch jedes Jahr unsern Bazar mit großem Verkauf – wohlbegründet und vor der Kirche – und sehen nichts Schlimmes darin.

Nun ist es das Verhalten Jesu, das fragwürdig wird. Warum treibt er die Käufer und Verkäufer aus dem Tempelvorhof hinaus?

Jesus selbst begründet sein Einschreiten mit dem Bibelzitat: „Mein Haus soll ein Bethaus sein für alle Völker“ (Jesaja 56,7). Diesen Satz meinen wir nun doch wieder gegen die Juden kehren zu müssen und finden für uns selbst eine Bestätigung darin: Jesus ist doch offenbar grundsätzlich gegen den jüdischen Opfergottesdienst und alles, was damit zusammenhängt, und für das einfache Beten, wie wir es nun im christlichen Gottesdienst praktizieren.

Aber auch hier stehen wir aus verständlichem Interesse in der Gefahr, ein paar Dinge zu übersehen. Jesus hat nämlich selber das Passahmahl mit seinen Jüngern in Jerusalem gefeiert und also auch ein Passahlamm im Jerusalemer Tempel schlachten lassen. Außerdem gehört das Bibelzitat Jesaja 56,7 in einen Zusammenhang, wo von Brand- und Schlachtopfern die Rede ist, die Gott gefallen. Es geht also nicht an, unser Beten gegen das Opfern im Judentum und anderswo auszuspielen.

Jesus treibt aber die Käufer und Verkäufer aus dem Tempelvorhof, und wir haben immer noch nicht verstanden, warum. Er ist nicht grundsätzlich gegen den jüdischen Opfergottesdienst, dessen logische Konsequenz der Verkauf von Opfertieren im Tempelvorhof ist. Warum vertreibt er dann aber die Käufer und Verkäufer?

Jesus macht den Leuten einen Vorwurf, der genau so schon beim Propheten Jeremia vorkommt, nämlich: „Ihr habt den Tempel zu einer Räuberhöhle gemacht“. Was bedeutet aber dieser Vorwurf, wenn er sich nicht gegen den Opfergottesdienst richtet und den damit verbundenen Handel mit Opfertieren?

Wenn man einmal die entsprechende Stelle beim Propheten Jeremia nachliest, nämlich Kapitel 7, Vers 5 folgende, so wird einem klar, was mit der „Räuberhöhle“ gemeint ist. Der Tempel wird nämlich dann zu einer Räuberhöhle, wenn dort Menschen anbeten, die sich gegenüber den Hilflosen und Armen wie Räuber betragen. Das mit der Räuberhöhle ist also ganz wörtlich gemeint: ein Treffpunkt, ein Unterschlupf für Räuber.

Jesus kritisiert nicht die äußere Form des Gottesdienstes – ob nun mit Opfer oder Gebet –, sondern die innere Einstellung der Gottesdienstbesucher. Wie der Prophet Amos sagt: Gott verachtet die Gottesdienste, wenn nicht Recht und Gerechtigkeit herrschen (5,21 ff).

Das hat auch Jesus so geärgert, dass die Leute auf der einen Seite brav ihre religiösen Pflichten erfüllen, Opfer bringen und in den Gottesdienst gehen, auf der anderen Seite aber die Hilflosen und Armen unterdrücken und ausbeuten. Jesus hat die Scheinheiligkeit der Leute austreiben wollen, die zwar ihre Frömmigkeit gegenüber Gott sehen, für ihre Ungerechtigkeit gegenüber dem Nächsten aber blind sind. Deshalb hat er die Käufer und Verkäufer aus dem Tempelvorhof hinausgetrieben: weil sie sich anschickten, fromme Dienste zu tun, und doch nur eine üble Räuberbande darstellten.

Jetzt können wir die Tempelreinigung nicht mehr mit protestantischem Selbstbewusstsein anderen vorhalten – sie betrifft uns selber. Bei uns bricht das ja auch auseinander, unser frommer Dienst gelegentlich am Sonntag und unser oft egoistisches und rücksichtsloses Verhalten im Alltag. Stehen nicht auch wir in der Gefahr, diese Kirche zu einer Räuberhöhle zu machen? Gehörten nicht auch wir hinausgetrieben?

Ich glaube, wir müssen uns selbst so hart fragen lassen von diesem Predigttext, statt ihn anderen vorzuhalten.

Im Römerbrief schreibt Paulus, dass das ganze Leben des Christen ein Gottesdienst sein soll (12,1 ff). Und wir versuchen uns immer wieder mit dem Unterschied zwischen Alltag

und Sonntag herauszureden, um unsere Rücksichtslosigkeit vor unserer Frömmigkeit zu rechtfertigen! Gegen diese Scheinheiligkeit kann selbst der sonst so friedfertige Jesu ganz rabiat werden: er wirft die Leute hinaus!

Ich weiß, dass das für uns alle schwer ist, Alltag und Sonntag aus der gleichen Verantwortung zu leben. Nicht immer ist es bloß Scheinheiligkeit, wenn sich alltägliches und sonntägliches Verhalten in unserem Leben unterscheiden. Oft drückt der Unterschied das eine aus, das wir müssen, und das andere, das wir gern möchten. Das ist eine bedrückende Gespaltenheit, die Paulus einmal so beschrieben hat: „Denn nicht das Gute, das ich will, tue ich, sondern das Böse, das ich nicht will, das führe ich aus“ (Röm 7,19).

In dieser Situation möchte uns das Evangelium der Liebe Gottes frei machen von den Zwängen des Alltags und uns Mut machen, eine neue Zukunft zu ergreifen, in der Recht und Gerechtigkeit herrschen und in der der Gottesdienst Ausdruck wirklicher Gemeinschaft ist und nicht dazu dient, unseren Raub an den Mitmenschen zu verbergen. Amen.

23.09.1973: 14. Sonntag nach Trinitatis

Lukas 17,11-19

Der Evangelist Lukas erzählt, Jesus habe zehn Aussätzige geheilt; einer von ihnen sei umgekehrt und habe sich bei Jesus bedankt. Es geht ihm also um das Wunder und um die Dankbarkeit in dieser Geschichte.

Wie gehen wir nun damit um, wenn wir von einem Wunder hören und selber indirekt zur Dankbarkeit aufgefordert werden? Einige von uns werden sagen: das ist doch eine Selbstverständlichkeit für einen Christen, Gott solche Wunder zuzutrauen und dafür dankbar zu sein. Andere werden es als eine Zumutung empfinden, an Wunder glauben und dankbar sein zu müssen. Die einen meinen also den Text zu verstehen, weil sie einen Sinn darin sehen; die anderen lassen sich aufs Verstehen gar nicht erst ein, weil sie das Erzählte für unsinnig halten.

Beide Reaktionen auf unsern Predigttext halte ich für etwas voreilig: das angeblich unmittelbare Verstehen und das Nicht-verstehen-Wollen. Wirkliches Verstehen bedeutet nämlich Arbeit, längeres Umgehen mit einem Menschen, einem Text oder einer Sache. Lässt man sich auf diese Arbeit des Verstehens ein, dann stellt sich heraus, dass sich die extremen Positionen – in unserm Fall der einfachen Zustimmung oder Ablehnung – gar nicht halten lassen.

Es gibt nämlich beachtliche Einwände gegen den Wunderglauben, aber auch gegen die Wunderskepsis; es gibt Einwände gegen die Dankbarkeit, aber auch gegen die Undankbarkeit.

Zunächst also: Was spricht gegen den Glauben an dieses Wunder? Sie müssen wissen: Der Text aus dem Lukas-Evangelium ist gar kein Tatsachenbericht. Man kann das an der Angabe der Reiseroute erkennen, die geographisch unmöglich ist. Von Galiläa kommend auf dem Wege nach Jerusalem durch die Gegend zwischen Samaria und Galiläa zu ziehen, das ist genauso schwer durchzuführen, wie von Paris nach Madrid zwischen Deutschland und Frankreich zu reisen. Lukas berichtet hier nicht tatsächlich Geschehenes, sondern er treibt Theologie.

Jesus ist auf dem Weg nach Jerusalem – das bedeutet: Jesus ist auf dem Weg ans Kreuz. Was sich von Jesus erzählen lässt, das muss von diesem Ende her, vom Kreuz her gesehen werden.

Jesus bewegt sich auf der Grenze zwischen Samaria und Galiläa – das bedeutet: Jesus steht zwischen den Fronten des Hasses und der gegenseitigen Verteufelung. Als Grenzgänger wird er zum Friedensstifter.

Jesus vollbringt Wunder und Machttaten – das bedeutet: Jesus erweist sich als der Gottessohn. Er behält Recht, selbst wenn man an sein Scheitern am Kreuz denken muss. Mit

all diesen Aussagen treibt Lukas seine Theologie: Kreuzestheologie, Versöhnungstheologie und Christologie.

Freilich hat diese Theologie Anhalt an der Realität: Jesus ist ja tatsächlich am Kreuz gestorben, er hat tatsächlich religiöse und soziale Schranken durchbrochen und er hat tatsächlich Heilungen bewirkt. Aber was ist aus der Realität im Falle der Heilungen geworden?

Wir kennen heute psychogene Erkrankungen, d. h. seelische Verkrampfungszustände, die sich in körperliche Symptome umsetzen. Wir wissen, dass Vertrauen solche Verkrampfungen auflösen kann, so dass die Krankheit verschwindet. Jesus hat solche Heilungen bewirkt. Er konnte Vertrauen übertragen, weil er selbst auf Gott vertraute. Den Vorgang solcher Heilung können wir heute in gewissem Sinne verstehen – auch wenn die Art der inneren Kraft Jesu ein Geheimnis bleibt.

Aber in der Zeit des Evangelisten Lukas, die voller Angst war und voller unheimlicher Kräfte, da erschienen solche Heilungen als Wunder, als Überwindung von Dämonen. So richtete sich das Interesse nicht so sehr auf das Vertrauensverhältnis zwischen Jesus und seinen Patienten, sondern einseitig auf den Helfer Jesus: als Sieger über die Dämonen wird er zum Wundermann, zum Zauberer, der jede Krankheit, Not und Gefahr bannen kann; ja in seiner Wunderkraft scheint ein Beweis seiner Gottessohnschaft zu liegen.

Die Folge solchen Wunderglaubens ist, dass die Wunder in der Jesusüberlieferung immer größer und erstaunlicher werden. Lukas erzählt z. B. im 5. Kapitel seines Evangeliums von der Heilung eines Aussätzigen durch Handauflegung. In unserem Text sind es gleich zehn, die auf das bloße Wort Jesu hin gesund werden. Bei den verschiedenen Berichten des Speisungswunders z. B. werden immer mehr Menschen von immer weniger Broten satt. Schließlich wird der Bereich zwischenmenschlichen Vertrauens ganz verlassen und Jesus sogar Macht über die Naturkräfte wie bei der Sturmstillung zugetraut.

Im Laufe der mündlichen Überlieferung ist also gewaltig übertrieben worden, um die Bedeutung Jesu zu betonen: Jesus wird zum allmächtigen Wundertäter, den wir nur bestaunen können. Aber der eigentliche Grund für die Bedeutung Jesu, der Grund, weshalb die Leute Vertrauen zu ihm hatten und ihm glaubten, der geht in den Wundergeschichten verloren. Wir haben also Anlass genug, kritisch zu sein, wenn uns so ein Wunder erzählt wird.

Aber damit haben diejenigen, die hartnäckig Wunder leugnen, noch lange nicht recht. Gegen sie lässt sich auch einiges einwenden. Die Wunderleugner unterstellen ja ähnlich wie die Wundergläubigen, dass die Wundererzählungen Tatsachenberichte sind, und lehnen sie eben deshalb ab, weil sie dann nicht in ihr aufgeklärtes Weltbild passen. Sie meinen, die Wundergeschichten seien blanker Unfug gemessen am naturwissenschaftlichen Denken und niemand brauche sich mehr weiter mit ihnen zu beschäftigen.

Wer so denkt, für den ist allerdings das Wunder erledigt, der fragt gar nicht mehr nach dem Grund, weshalb wohl Menschen Jesus diese Vollmacht und diese Segensfülle zuge-
traut haben und noch zutrauen, und was wohl dahinter steckt, wenn man sich eben gerade Wunder von Jesus erzählt. Solchen kritischen und rationalen Leuten geht das Verständnis dafür ab, dass Vertrauen und Liebe wirklich Wunder bewirken können, Veränderungen, die radikal sind und von denen man sich nicht einmal hat träumen lassen.

Es gibt einen Glauben, der Berge versetzen kann, wenn er nur fest genug und beharrlich ist. Die Chinesen erzählen sich die Geschichte vom Glauben eines alten Mannes, dass ein hinderlicher Berg verschwinden könne. Seine Kinder und Kindeskinde tragen über Generationen in mühseliger Kleinarbeit diesen Berg ab – unbeirrbar und im Vertrauen auf das Gelingen des Werkes. Den Skeptikern fehlt das Ziel und der lange Atem, wirkliche Veränderungen durchzusetzen: sie glauben nicht an „Wunder“. Dahinter steckt Hoffnungslosigkeit und manchmal auch eine Verzweiflung am Menschen. Da sind mir die „gläubi-

gen“ Menschen doch lieber, die sich und anderen Veränderungen zutrauen und mithelfen, dass Wunder Wirklichkeit werden.

Mit dem Thema Dankbarkeit verhält es sich ganz ähnlich wie mit dem Thema Wunder: die einfachen Positionen dafür oder dagegen lassen sich nach längerem Nachdenken nicht halten.

Es gibt nämlich einiges, was gegen die Dankbarkeit spricht. Der Philosoph Friedrich Nietzsche hat einmal gesagt: „Ein Gran dankbaren Sinnes und Pietät zuviel – und man leidet daran wie an einem Laster und gerät mit seiner ganzen Selbständigkeit und Redlichkeit unter das böse Gewissen.“

Nietzsche will damit sagen, dass übertriebene Dankbarkeit in die Abhängigkeit führt. Und in der Weltgeschichte ist das ja tatsächlich passiert, dass die Herrschenden die Beherrschten, die Reichen die Armen sich zu Dank verpflichtet und damit in der Abhängigkeit gehalten haben. Da werden die Arbeiter z. B. aufgefordert, doch froh und dankbar zu sein, wenn sie einen Arbeitsplatz haben, einen geregelten Lohn und zu Weihnachten eine Gratifikation bekommen. Von der Gewinnspanne der Unternehmer, von ihrer Macht und ihrem Einfluss ist dabei nicht die Rede.

Da werden die Menschen der Dritten Welt aufgefordert, doch froh und dankbar zu sein, wenn ihnen geholfen wird mit Investitionen und Krediten. Dass die Geldgeber daran oft nicht verdienen, davon ist nicht die Rede. Mit der Tugend der Dankbarkeit werden Menschen erzogen, die mit allem einverstanden sind, was ihnen an Macht und Herrschaft begegnet; die zufrieden sind mit dem, was ihnen an Gütern und Lebensmöglichkeiten zugeteilt wird; die getroffene Entscheidungen, Zustände, Verhältnisse für unabänderlich halten; die nicht nach Gründen fragen, nicht mehr haben wollen, nichts verändern wollen, sondern einfach dankbar sind. Kein Wunder, dass aus solcher Haltung wirtschaftlich und politisch Kapital geschlagen wird. Da wäre es doch besser, wenn auf einen Dankbaren neun Undankbare kämen, die beunruhigt sind über die sozialen Verhältnisse in der Welt, die es wagen, unbescheiden nach besseren Lösungen zu fragen.

Freilich, das wäre eine Umkehrung unserer Geschichte. Da wird ja gerade der eine Dankbare gegenüber den neun Undankbaren hervorgehoben und gelobt. Aber ist das vorstellbar, dass Jesus den Dank derart gefordert hat? Die Forderung zerstört doch gerade das Wesen des Dankes. Schon die Kinder spüren das, wenn sie auf das Verlangen der Eltern oder anderer Erwachsener, danke zu sagen, missmutig reagieren.

Die Dankes- und Glaubensforderung passt eigentlich nicht zu Jesus, der half ohne Ansehen der Person und keine Gegenleistung forderte, sondern Liebe und Heil einfach schenkte. Aber sie passt zur Kirche, die jedenfalls in der Vergangenheit pharisäerhaft andere verurteilt und mit strengen Forderungen Macht über Menschen ausübt. Jesus hat nicht gefragt nach dem Unterschied zwischen Samariter und Jude; der Glaube war ihm nur wichtig als Vertrauen und Liebe.

Aber die Kirche, die unterscheidet zwischen dankbar und undankbar, zwischen Weltkind und Christ; ihr ist das Glaubensbekenntnis wichtig, ja so etwas wie eine Voraussetzung zum Heil. Jahrhunderte lang hat sie Dankbarkeit, Zufriedenheit, Bescheidenheit und Demut als christliche Tugenden gepredigt, gepriesen und eingeübt. Das hat die Gläubigen abhängig gemacht von der Kirche und obendrein von allen denen, die die Dankbarkeit der Leute auszunutzen verstanden.

Jesus hat sich die Menschen nicht verpflichtet, sondern im Gegenteil sich für sie aufgeopfert – ohne Rücksicht auf die eigene Person und ohne Erwartung der Dankbarkeit. Wir sollten misstrauisch sein, wo Dankbarkeit im Spiel ist und dabei die wahren Machtverhältnisse verschleiert werden.

Aber deswegen sind die Undankbaren oder die zu Dank Unfähigen noch lange nicht im Recht. Dankbarkeit kann nämlich auch heißen, das, was man hat, als Geschenk und eben nicht als selbstverständlich zu begreifen. Undankbarkeit wäre demgegenüber ein rück-

sichtsloses Ausnutzen der eigenen Vorteile, wäre Skrupellosigkeit und eine Art „Sozialdarwinismus“.

Ich selber bin mit meinem Erfolg der Starke und Überlegene, ich brauche niemandem zu danken, weil ich der Schmied meines Glückes bin. Diejenigen, die wissen, dass das eine Illusion ist, das Leben, Erfolg und Glück geschenkt sind, werden anderen davon abgeben wollen und sich dadurch als dankbar erweisen gegenüber dem Geber.

In unserer heutigen Situation, in der es wenigen gut und vielen sehr schlecht geht, weckt Dankbarkeit Impulse und Phantasie zu aktiver Verbesserung der ungerechten Weltzustände; bedeutet Dankbarkeit die Suche nach dem, was der Kritik standhält, das Aufspüren gelungenen Menschseins.

Dankbarkeit denkt nach über das, was ist und was noch nicht ist, was auf keinen Fall geschehen darf und was unbedingt erreicht werden muss; Dankbarkeit entreißt dem Vergessen, macht aufmerksamer und liebt genauere Unterscheidung. Ein Leben ohne diesen Dank wäre ein armes Leben. –

Nach all den Einwänden gegen die Wundergläubigen und gegen die Wunderskeptiker, gegen die Dankbaren und gegen die Undankbaren verstehen wir vielleicht etwas besser, welche Probleme in den Themen „Wunder“ und „Dankbarkeit“ stecken, mit denen uns der Predigttext konfrontiert hat. Wir werden nicht mehr so einfach dafür oder dagegen sein können, sondern vielleicht dialektisch formulieren: An Wunder zu glauben und dankbar zu sein, ist wirklich eine Zumutung. Wir lassen uns nichts vorgaukeln und uns politisch nicht in die Tasche stecken. Wir sind kritisch und in gewissem Sinn undankbar und unzufrieden, weil wir auf der Suche nach mehr Menschlichkeit und Gerechtigkeit sind.

Und: An Wunder zu glauben und dankbar zu sein, ist wirklich eine Selbstverständlichkeit oder sollte doch eine Selbstverständlichkeit werden. Wir trauen uns und anderen nämlich Veränderungen zum Guten zu und glauben an Gottes Zukunft mit dieser Welt. Und wir sind dankbar im Sinne der Denkbarkeit und des helfenden Einsatzes. –

Der leibhaftige Kniefall jenes geheilten Samariters ist allerdings keine Möglichkeit für uns. Jesus danken heißt mit ihm einverstanden sein und seinen Entwurf vom Menschen übernehmen. Amen.

1974 (Reihe II)

06.01.1974: Epiphantias (Text: Reihe I)

Matthäus 2,1-12

Die Geschichte von den Weisen aus dem Morgenland ist eher etwas für Maler als für Prediger. Sie lässt sich so gut mit Pinsel und Farbe weitererzählen und auslegen.

Aus den unscheinbaren Weisen haben die Maler im Laufe der Zeit prächtige Könige gemacht. So steht es ja schon im Alten Testament, im 12. Psalm: „Die Könige von Tarsis und auf den Inseln sollen Geschenke bringen, die Könige aus Saba und Scheba sollen Gaben senden. Alle Könige sollen vor ihm niederfallen und alle Völker ihm dienen.“

Alle Könige gehen natürlich nicht auf ein Bild. So hat die Zahl der Geschenke Gold, Weihrauch und Myrrhe die Maler auf die Idee gebracht, nur drei Könige darzustellen.

In diese Dreizahl der Könige haben die Maler sehr viel hineingesehen und dann auf ihren Bildern dargestellt. Die drei Könige symbolisieren die drei Lebensalter: den Jüngling, den erwachsenen Mann und den Greis. Später kennt man sogar ihre Namen: der Jüngling heißt Kaspar, der erwachsene Mann Balthasar und der Greis Melchior.

Noch etwas anderes symbolisieren die drei Könige: die drei damals bekannten Weltteile Asien, Afrika und Europa. Dabei ist der junge Mann Kaspar der Mohr aus Afrika. So entstehen herrliche Bilder voller Farben und Formen, voller Beziehungen und Andeutungen: die Weisen und die Mächtigen der Welt, Menschen jeden Alters und aller Kontinente, ver-

beugen sich vor dem Kind in der Krippe. Was empfinden wir beim Anblick eines solchen Bildes?

Vielleicht das: Hier kommt das Unscheinbare und Kleine endlich zu seinem Recht. Wie schön! Wir sind ja selber so unscheinbar und klein und werden von den Klugen, den Reichen und den Mächtigen an die Wand gespielt. Und jetzt dreht sich das um. Jetzt werden die, die uns sonst so bedrohen, selber in die Knie gezwungen – vor dem Kind in der Krippe, unserem Anwalt! Ein angenehmer Gedanke!

Aber seien wir ehrlich: Wir wären doch selber gern klug, reich und mächtig und damit den anderen haushoch überlegen. Wir wollen doch selber sein, was wir anderen nicht gönnen. Also steckt hinter unserer Freude über dieses Bild wohl auch eine gehörige Portion Neid. Wissen, Reichtum und Macht sind sehr verführerisch, wenn sie zu greifbaren Möglichkeiten für uns werden. Und wenn wir sie dann erst einmal haben, wenn wir klug, reich und mächtig geworden sind, dann geben wir diese Überlegenheit nicht gern wieder her.

Könnte es nicht sein, dass unsere Reaktion auf das Bild von der Anbetung der Könige abhängig ist von unserer Situation? Wenn wir selber die Kleinen und Unscheinbaren sind, dann finden wir dieses Bild prächtig: die Könige auf den Knien vor dem Kind in der Krippe! Aber wenn wir selber die Klugen, Reichen und Mächtigen sind, dann ärgern wir uns über dieses Bild oder kümmern uns nicht mehr darum. Also Vorsicht mit allzu schneller Begeisterung! Dahinter steckt oft Schadenfreude, die einen selber treffen kann.

Die Geschichte gibt da ein warnendes Beispiel. Die Kirche hat es nämlich zu allen Zeiten gern gesehen, wenn Könige vor der Krippe knieten: dann konnte sie sich die Kronen, die dort niedergelegt wurden, selber aufs Haupt setzen. Und dann mussten die anderen auf den Knien rutschen: die weltlichen Herrscher wie Heinrich IV. und die klugen Köpfe wie Galilei.

Eigentlich ist das ziemlich unmöglich, was da mit dem Bild von der Anbetung der Könige geschah: es wurde der Anspruch daraus, Weisheit und Macht, Wissenschaft und Politik gehörten unter die Herrschaft der Kirche. Dagegen haben sich die Menschen gewehrt, sind aufgestanden und sind erhobenen Hauptes ihre eigenen Wege gegangen – ohne noch einen Blick auf die Krippe zu werfen. Wer anderen das Bild von der Anbetung der Könige vorhält, nur um dann selber herrschen zu wollen, muss sich nicht wundern, wenn er nicht mehr ganz ernst genommen wird.

Was allerdings dabei leidet bei diesem Hin und Her der Machtansprüche und Überlegenheitsgefühle, ist das eigentliche Bild mit seinem tiefen Sinn. Welche Erfahrungen machen wir denn mit menschlicher Weisheit und Macht, egal ob wir sie passiv erleben oder aktiv gestalten?

- Wissen und Macht haben eine Grenze: nicht alles ist ergründbar, nicht alles ist machbar.
- Wissen und Macht werden missbraucht: zum eigenen Nutzen, auf Kosten der Allgemeinheit.
- Wissen und Macht *allein* garantieren keine bewohnbare Erde, kein sinnvolles Leben für alle Menschen. Das ist unsere tägliche Erfahrung.

Wenn wir das aber wollen: eine bewohnbare Erde und ein sinnvolles Leben für alle Menschen, dann geht es eben nicht bloß mit Wissen und Macht, dann brauchen wir einen Orientierungspunkt für unser Denken und Handeln.

Das kann eine konkrete Erfahrung sein, das können aber auch Bilder und Symbole sein: die Erfahrung – jedenfalls stückweise und jedenfalls manchmal – von Liebe und Gerechtigkeit im Umgang mit anderen Menschen, das Bild einer wirklich klassenlosen Gesellschaft oder das Symbol des Reiches Gottes, in dem alles Stückwerk aufhört und das Schauen der Herrlichkeit anfängt.

Christen schauen dabei auf die Krippe und auf das Kreuz; denn es ist wahr, dass sinnvolles Leben armselig und klein auf die Welt kommt und dass sinnvolles Leben vom Scheitern bedroht ist.

Es hat also einen tiefen Sinn, dass sich menschliches Wissen und menschliche Macht vor dem Kind in der Krippe verbeugen.

Aber dieses Bild von der Anbetung der Könige sollten wir anderen nicht triumphierend unter die Nase reiben, denn damit entlarven wir nur unsere eigene Lust auf überlegenes Wissen, auf Reichtum und Macht; sondern wir sollten es uns und anderen vor Augen halten, damit uns bewusst wird, wie nötig wir für unser Denken und Handeln eine Orientierung an der Liebe brauchen.

Dabei teilen wir mit den Weisen aus dem Morgenland das Bekenntnis, an Jesus begriffen zu haben, was Liebe wirklich ist. Amen.

25.08.1974: 11. Sonntag nach Trinitatis

1. Korinther 1,26-31

Paulus beschreibt eine christliche Gemeinde. Die Armen und sozial Schwachen gehören dazu – einfache, ungebildete Leute, die am Rande der Gesellschaft leben.

Paulus wundert sich nicht darüber, dass die Gemeinde so aussieht. Jesus selbst hat sich ja für solche Leute eingesetzt; für die armen Fischer und Bauern, für die verachteten Dirnen und Zöllner. Sie sind zu Jesus gekommen, sie sind seine Jünger geworden, sie haben seine Gemeinde gebildet; die Leute am Rande, um die sich sonst niemand kümmerte – außer Jesus. Jesus gehört zu den Armen und Schwachen – und die Armen und Schwachen gehören zu Jesus. Das sieht man, wenn man sich umschaute in der Gemeinde, sagt Paulus.

Was denken wir, wenn wir das hören? Wie sieht denn unsere Gemeinde aus? Schauen wir uns doch einmal um! Ich denke, dass nicht viele Arme und sozial Schwache zu uns gehören. Die am Rande unserer Gesellschaft leben: Lagerbewohner, Landstreicher, Strafentlassene, Alkoholiker und Rauschgiftsüchtige, geistig und seelisch Behinderte – sie sind heute nicht in der Kirche. Wie kommt das? Was hat sich verändert seit Jesus und Paulus? Aus der armseligen christlichen Gemeinde am Rande ist eine große und mächtige Kirche geworden, die reich ist und anerkannt.

Vor hundert Jahren war das ganz schlimm. Da hat sich die Kirche wenig gekümmert um die Probleme der Arbeiter, die hart ran mussten und doch fast verhungerten. Heute ist das zum Glück etwas anders: Die Kirche hilft mit ihrem Geld, wo sie kann: den Hungernden in aller Welt und auch den Schwachen und Hilflosen in unserer Gesellschaft.

Aber zur Gemeinde gehören die, die am Rande leben, nicht. Sie erwarten wohl nicht viel von unserer Gemeinschaft. Sie haben schlechte Erfahrungen mit uns gemacht.

Mich betrifft das sehr, wenn ich darüber nachdenke. Wir haben uns wohl ein Stück weit von dem entfernt, was Jesus Nachfolge und Paulus christliche Gemeinde nennt. Welches Kreuz tragen wir denn schon?

Die wirklich Armen und Schwachen – die gehören nicht zu uns. Die wirklich Armen und Schwachen – das sind wir nicht.

Aber wer sind wir dann? Etwa die Starken und Mächtigen dieser Welt, die Reichen und Angesehenen? Bestimmt nicht! Das sind ganz andere Leute; Industrielle, Bankiers, einflussreiche Politiker. Leute, die unser Leben bestimmen und von denen wir abhängig sind. Gewiss gibt es Menschen, die viel ärmer dran sind als wir. Aber es gibt auch Menschen, die uns überlegen sind und die es besser haben als wir.

Wir stehen irgendwo in der Mitte zwischen den Armen und den Reichen, zwischen den Schwachen und den Starken. Aber *wie* stehen wir dazwischen? Was denken wir über die unter uns und die über uns?

Die über uns bewundern wir. Das sind Leute, die es geschafft haben, wonach wir streben oder wovon wir nur träumen können. Begierig interessieren wir uns für ihr Leben, als könnten wir darin Rezepte für den Erfolg entdecken. Nach ihren Maßstäben richten wir uns.

Die unter uns verachten wir. Mit denen wollen wir lieber nichts zu tun haben. Vor denen haben wir Angst. Sie erinnern uns in unangenehmer Weise an das Schwache in uns; an die Möglichkeit, dass wir selbst eines Tages unter den Anforderungen der Leistungsgesellschaft zusammenbrechen und dann auf die Hilfe anderer angewiesen sein könnten.

Und in dem Punkt haben wir schon genug schlechte Erfahrungen gemacht: Wenn wir uns einmal schwach zeigen, dann nutzen das andere aus, um ihre Stärke und Überlegenheit zu demonstrieren. Also beißen wir lieber die Zähne zusammen, geben uns optimistisch, dynamisch, leistungsfähig, erfolgreich – auch wenn uns manchmal zum Heulen zumute ist. Wir haben Angst vor unserer eigenen Schwäche, deshalb können wir mit den Schwachen dieser Welt so wenig anfangen.

Mir ist das besonders deutlich geworden, als ich in Kolumbien war. Da habe ich eine Schweizer Sozialarbeiterin kennen gelernt, die fast alle Brücken zu ihrem bürgerlichen Leben abgebrochen hat, um den Ärmsten der Armen zu helfen. Als ich mit ihr sprach, war sie beinahe schon so verzweifelt und verbittert wie die unterdrückten und ausgebeuteten Menschen ihrer Umgebung.

Ich wollte auch gern helfen, aber nicht mit diesen Konsequenzen. Mir hat das Angst gemacht und ich bin weggelaufen vor diesem Elend, das einen verschlingt. Ich war froh, als ich wieder in Deutschland war. Aber hier mache ich es doch auch nicht besser. Ich stehe irgendwo in der Mitte zwischen arm und reich und habe Angst nach unten zu schauen, wo das Elend sitzt. Ich blicke lieber nach oben – da, wo ich gern hin will.

Was meinen Sie? Gilt das nicht für uns alle? Dass wir weder die wirklich Schwachen noch die wirklich Starken sind; dass wir irgendwo in der Mitte stehen; dass wir aber vor den Schwachen Angst haben und zu den Starken gehören möchten?

Gemessen an dem, was Jesus Nachfolge und Paulus christliche Gemeinde nennt, haben wir dann aber die falschen Maßstäbe, blicken wir in die verkehrte Richtung. Statt uns mit den Schwachen zu solidarisieren, eifern wir den Starken nach. Wie können wir uns ändern, wenn so viel Angst dahinter steckt – Angst vor unserer eigenen Schwachheit?

Ich glaube, dass wir das erst lernen müssen: unsere eigene Schwachheit anzunehmen und uns nicht mehr gegenseitig etwas vorzumachen, wie stark wir doch sind. Dann könnten wir ohne Angst hingehen und denen helfen und uns mit denen solidarisieren, die am Rande leben.

Aber wie können wir das lernen, unsere eigene Schwachheit anzunehmen und uns und anderen nichts mehr vorzumachen? –

Wir brauchen keine Angst zu haben, wenn wir geliebt werden. Da können wir sein, wie wir sind, schwach und unvollkommen. Da können wir uns eine Blöße geben, ohne beschämt oder verletzt zu werden. Aber woher nehmen wir diese Erfahrung von Liebe, die uns ermöglicht, uns selbst und andere anzunehmen?

Paulus sagt: Gott liebt uns – auch mit unsern Fehlern und Schwächen. Wir wollen das gerne glauben, deshalb kommen wir ja auch hierher in den Gottesdienst.

Aber wo begegnet uns die Liebe Gottes in unserem Alltag³, der so voller Hetze und Betriebsamkeit ist? Vielleicht da, wo uns ein Moment der Besinnung geschenkt wird, wo wir aufmerksam werden für den Menschen neben uns. Da können wir dann entdecken, wie viele Gesten des Interesses und der Zuneigung uns gemacht werden, wie sehr wir eigentlich geliebt werden. Das geschieht selten laut und aufdringlich. Und wir stehen in der Gefahr, es zu übersehen. So gänzlich lieblos ist diese Welt nicht. Aber wir beachten die zag-

³ Vgl. dazu den Schluss der Predigt auf S. 6.

haften Ansätze und die leisen Hoffnungsschimmer zu wenig – und wir pflegen sie zu wenig. Etwas Liebe ist da, aber wir beschützen und vermehren sie nicht.

Es ist ganz falsch, passiv auf die große Liebe zu warten und dabei zu vergessen, die kleine Liebe selbst aktiv zu gestalten. Gottes Liebe verbirgt sich hinter der Liebe der Menschen zueinander und liefert sich damit ganz unserer Fähigkeit oder Unfähigkeit aus. Wir sollten deshalb weniger Gottes Abwesenheit in dieser angeblich so lieblosen Welt beklagen als vielmehr unsere Augen und Ohren offen halten für die Liebe, die im Kleinen sichtbar wird. Wenn wir sie dann gefunden haben, sollten wir nicht vergessen, sie an andere weiterzugeben, an die Schwachen dieser Welt, die sie brauchen – so wie wir. Amen.

13.10.1974: 18. Sonntag nach Trinitatis

1. Korinther 1,4-9

Festigkeit und Treue – das sind Eigenschaften, die wir von einem erwachsenen Menschen erwarten. Dass einer zuverlässig und beständig ist.

Junge Leute genießen da noch einen Freiraum, sie dürfen auf der Suche sein nach sich selber, sich in verschiedenen Rollen ausprobieren. Aber irgendwann einmal müssen auch sie fest werden, sich selber finden, beständig und stetig werden. Auf Lateinisch gesagt: konfirmiert.

Das ist eine große Lebensaufgabe: sich selbst zu finden, fest und treu zu werden. Und das geht nicht ohne Kämpfe und Schwierigkeiten ab.

Das werden diejenigen unter Ihnen am besten wissen, die heranwachsende Kinder haben. Aber auch die anderen werden sich vielleicht noch an ihre eigener Auseinandersetzungen mit Eltern und Vorgesetzten erinnern. Es ist oft ein schmerzhafter Prozess, bis einer erwachsen wird. Aber es ist sehr wichtig, dass wir unsern eigenen Standpunkt, unsere eigene Identität, unsern eigenen Glauben finden.

„Es ist ein köstlich Ding, dass das Herz fest werde“, heißt es an einer Stelle im Hebräerbrief. Und Paulus lobt die korinthische Gemeinde für ihren festen Glauben, wie wir gehört haben.

Aber wenn wir dann fest und treu und also erwachsen geworden sind, dann hören die Probleme nicht auf. Denn unsre eigene, mühsam gewonnene Identität, unsre eigene Festigkeit und Treue, stößt auf Widerstand, wird bedroht und in Frage gestellt. Denn es gibt ja die anderen Menschen um uns herum, die auch ihre Identität, ihre Festigkeit und Treue gefunden haben und die so ganz anders denken, glauben und leben als wir. Da stößt dann Festigkeit auf Festigkeit, Treue auf Treue.

Ich möchte das an einem Beispiel deutlich machen, dass Sie und mich betrifft. In langen Jahren ist bei jedem einzelnen von Ihnen ein bestimmter Glaube, eine bestimmte Überzeugung gewachsen, der Sie sich verpflichtet fühlen und der Sie treu bleiben wollen.

Mir geht es nicht anders. In den Jahren meines Studiums habe ich gekämpft um einen eigenen Standpunkt und um meinen Glauben. Und jetzt meine ich, dem treu bleiben zu müssen, was ich verstanden habe.

So weit, so gut. Aber nun passiert es, dass ich mit meinem Standpunkt auf Ihren treffe, und wir sind uns gar nicht immer einig. Wir streiten uns um den Glauben, um das Verständnis der Bibel – um theoretische und praktische Fragen.

Ich weiß noch, wie ich in meiner ersten Predigt in dieser Gemeinde an dem schönen Bild von den drei Weisen aus dem Morgenland herumgekratzt habe.

Und in der zweiten habe ich kritisch durch unsere Reihen geguckt und gefragt ob wir noch Gemeinde im Sinne von Jesus und Paulus sind, wenn wir keinen Platz für die wirklich Schwachen in dieser Gesellschaft haben. Das hat manche von Ihnen geärgert, weil sie das mit den Schwachen bei Paulus nicht so gesellschaftspolitisch sehen wie ich, sondern mehr geistlich-theologisch.

Und beim letzten Mal hat es wieder Kritik gegeben, weil ich etwas gegen die Dankbarkeit gesagt habe⁴, die einen abhängig macht und zufrieden mit allem, was einem vorgesetzt wird.

Es ist nicht so, dass mich diese Kritik stört, im Gegenteil. Ich finde es gut, wenn ich eine Antwort bekomme auf das, was ich hier sage. Aber ich möchte auf einen anderen Punkt aufmerksam machen. Es fällt einem nicht leicht, sich aufgrund von Kritik zu ändern und einzustellen auf die Meinung des andern. Dafür steht zuviel auf dem Spiel. Nämlich die Treue zu sich selbst, die eigene Festigkeit und Identität.

Deshalb verstehe ich das, wenn Sie unruhig werden bei einigen Thesen, die ich so vertrete. Sie können und wollen sich selber und Ihrem Glauben nicht untreu werden. Aber mir geht es genauso. Ich kann auch nicht ohne Schaden mir selber und meinem Glauben untreu werden; ich muss das sagen, woran ich glaube und wozu ich stehe. Das Festhalten an der eigenen Identität, an der eigenen Festigkeit und Treue kann nun aber auch dazu führen, dass man sich den Weg zu anderen Menschen verbaut.

Die eigene Festigkeit kann zum Festgelegtsein werden. Da hat man dann Angst vor allem, was anders und neu ist. Nur keine Experimente, heißt die Devise. Ich bleibe lieber beim Alten und Bewährten! Das heißt aber auch: ich bleibe bei mir selber, finde nicht den Weg zum ändern.

Unsere Festigkeit und Treue können uns also auch im Wege stehen in einer Welt, in der sich so vieles und vieles so schnell ändert. Freilich ist nicht jede Veränderung und jede Neuigkeit im Recht. Es muss auch Kontinuität und Beharrlichkeit geben. Aber eigene Festgelegtheit und das Festlegen von andern kann auch sehr lieblos sein.

Da stehen wir nun vor einem Dilemma: Auf der einen Seite kann niemand ohne Schaden sich selber untreu werden. Das können Sie nicht, und das kann ich nicht. Auf der anderen Seite verbauen wir uns mit unserm Festgelegtsein den Weg zu anderen Menschen, zu anderen Gedanken, zu allem Neuen und Unbekannten.

Was können wir da tun? Wie können wir diesem Dilemma entgehen? Ich meine durch Sprache und Verstehen. Wir müssen miteinander reden, uns mitteilen, uns näher kennen lernen und versuchen, einander zu verstehen. Denn was wissen Sie und ich schon voneinander? Vermutlich wenig, sehr wenig. Was weiß ich schon, warum der eine von Ihnen so und der andere anders lebt und denkt?

Wir haben ja nicht viele Erfahrungen und Lebensbezüge gemeinsam; jedenfalls kenne ich sie zu wenig – die Gemeinsamkeiten, wenn es sie gibt. Aber das ist ja nicht bloß ein Problem zwischen Ihnen und mir. Das betrifft alle Menschen: Wenn wir uns nicht gegenseitig mitteilen, wer wir sind und wie wir geworden und gewachsen sind und welche Erfahrungen mit Zeiten und Menschen uns geprägt haben, dann werden wir uns immer ein wenig fremd bleiben und eine gewisse Angst voreinander behalten.

Sich gegenseitig kennen lernen kann Ängste und Vorurteile abbauen. Vielleicht lernen wir, einander zu verstehen, wenn wir uns gegenseitig zuhören. Sie haben ja eine Möglichkeit, mich kennen zu lernen, in der Predigt. Da sage ich, was ich denke und wie ich glaube. Aber das reicht nicht aus, wenn nicht auch noch die andere Seite dazukommt, dass ich auf Sie höre und Sie näher kennen lerne. Da habe ich als einer, der neu ist unter Ihnen, noch eine große Aufgabe vor mir: Besuche zu machen und Gespräche zu führen. Vermutlich wird meine Zeit als Vikar bei Ihnen nicht ausreichen, um diese Aufgabe auch nur annähernd zu bewältigen.

Aber selbst wenn es gelingt, einander etwas näher zu kommen, sich kennen zu lernen und sich ein bisschen zu verstehen, dann kann es immer noch passieren, dass jeder fest bei sich selber bleibt, dass doch keine Gemeinsamkeit zustande kommt. Da heißt es dann: Ich kenne dich zwar und ich verstehe dich auch so aus deinen Voraussetzungen

⁴ Vgl. dazu die Predigt auf S. 37 ff.

heraus, aber ich bleibe dabei: du liegst schief mit deiner Meinung. Ich habe recht, zwischen uns gibt es keine Gemeinsamkeiten.

Eigentlich ein trauriges Ergebnis nach so vielen Versuchen mit Reden und Verstehen: Festigkeit, ja Starrheit auf beiden Seiten. Irgendetwas stimmt da nicht.

Vielleicht liegt es daran, dass wir die Wichtigkeit unserer eigenen Festigkeit und Treue überschätzen. Kommt es denn wirklich ganz darauf an, dass wir „fest und treu wie Daniel“⁵ festhalten an unserem Glauben und an unserer Überzeugung? Müssen wir wirklich Angst haben, dass alles zusammenbricht, wenn wir nicht treu und fest zu unserem Glauben stehen?

Ich glaube nicht, dass alles von uns abhängt, von unserer Treue und Festigkeit. Wir würden uns auch sonst restlos überfordern. Wie oft passiert es, dass wir als Ehegatten und Eltern Fehler machen und versagen, und deshalb bleibt uns doch die Liebe unserer Frau, unseres Mannes, unserer Kinder erhalten. Das hängt nicht von uns ab. Die Liebe der anderen ist nicht verfügbar. Sie wird uns geschenkt. Und so ist es auch mit unserem ganzen Leben, mit unserem ganzen Glück. Das kommt auf uns zu. Darüber können wir nicht verfügen. Und wenn wir das glauben, dass in allem Leben ein Sinn steckt, dann ist unsere Festigkeit und Treue nicht das Letzte. Dann kommt es darauf an, dass Gott treu ist.

Und daran glauben wir ja, dass Gott treu ist. Denn Glauben heißt, sich auf die Treue Gottes verlassen. So wie das Volk Israel sich in der Wüste auf die Treue Gottes verlassen hat und die verfolgten Christen in den Gefängnissen.

Gott ist treu – darauf kommt es an, das allein ist wichtig. Es liegt nicht an uns, dass sein Reich kommt und sein Wille geschieht. Gewiss, wir sollen nach unseren Kräften mitarbeiten an seinem Reich, aber wir sollen nicht den lieben Gott füreinander spielen und so tun, als seien wir die Überlegenen und alles besser Wissenden, von denen alles abhängt. Gar nichts hängt von uns ab und von unserer Treue – oder doch sehr wenig gemessen an der Treue Gottes.

Ja, vielleicht steht gelegentlich meine Theologie, mein Glaube und meine Überzeugung auf dem Spiel – aber doch nicht Gott, Jesus Christus oder die Kirche. Da sollten wir der Treue Gottes etwas mehr zutrauen als unserer eigenen Festigkeit.

Freilich ist das wichtig, dass wir uns selbst treu bleiben, aber viel wichtiger ist, dass Gott treu ist und seinen Weg mit uns allen geht. Da brauchen wir dann keine Angst mehr zu haben um seinen Willen, sein Reich und seine Kirche, als ob das nur von unserer Festigkeit und Treue abhinge, was daraus wird.

Wir dürfen uns ändern, dazulernen, gemeinsam suchen, uns streiten und vertragen. Wir dürfen uns als Brüder verstehen unter dem einen Herrn, als Glieder einer Gemeinschaft. Da können wir dann offen werden für den anderen und seine Andersartigkeit, können auf den Bruder zugehen und mit ihm gehen. Wir brauchen nicht mehr voller Angst aufeinander zu starren: was macht der da, was redet der da. Sondern wir können unsern Blick in die gemeinsame Zukunft richten, die Gott bestimmt.

Weil Gott treu ist, braucht unser Blick in die Zukunft nicht mehr von der Furcht und der Sorge und dem Misstrauen voreinander bestimmt zu sein, sondern von der Hoffnung und der Zuversicht.

Es ist nicht wichtig, dass Sie oder ich recht haben, sondern dass Jesus recht hat und dass wir uns gemeinsam auf seinen Weg machen.

Da haben wir noch viel vor uns: miteinander zu sprechen, uns kennen zu lernen, uns gegenseitig zu verstehen, uns gegenseitig zu vertrauen und gemeinsam auf Gott zu vertrauen und gemeinsam den Weg Jesu zu gehen.

Wo Menschen so miteinander umgehen, da besteht aller Grund zur Dankbarkeit. So wie Paulus an die Korinther schreibt:

⁵ Reichs-Lieder. Deutsches Gemeinschafts-Liederbuch. Ausgabe 1931 mit Anhang, Lied Nr. 397.

„Ich danke Gott allezeit eurethalben für die Gnade Gottes, die euch gegeben ist in Christus Jesus, dass ihr seid durch ihn in allen Stücken reich gemacht an aller Lehre und in aller Erkenntnis. Denn die Predigt von Christus ist in euch kräftig geworden, so dass ihr keinen Mangel habt an irgendeiner Gabe und nur wartet auf die Offenbarung unseres Herrn Jesus Christus. Der wird euch auch fest erhalten bis ans Ende, dass ihr unsträflich seid auf den Tag unsers Herrn Jesus Christus. Denn Gott ist treu, durch welchen ihr berufen seid zur Gemeinschaft seines Sohnes Jesus Christus, unsers Herrn.“ Amen.

10.11.1974: Drittletzter Sonntag im Kirchenjahr (Text: 4. S. n. Tr., Reihe VI)

Römer 14,1-13

Als Paulus diesen Brief schrieb, da gab es heftigen Streit unter den Christen in Rom. Starke und Schwache – so lauteten die Schlagworte damals – stritten sich darüber, ob sie als Christen Fleisch essen dürften oder nicht, ob sie als Christen Unglückstage von Glückstagen unterscheiden dürften oder nicht. Es ging, hoch her unter den Glaubensbrüdern damals: Jeder meinte für sich, mit seiner Haltung Gott besonders zu dienen, aber untereinander – da verachteten und verurteilten sie sich.

Uns kommt das heute komisch vor – dieser verbissene Streit ums Essen und um besondere Tage. So was kennen wir nicht, das haben wir längst überwunden. Können wir deshalb beruhigt weghören, wenn Paulus die Streitenden ermahnt, weil seine Worte uns ja nicht treffen?

Das wäre wohl ein etwas voreiliger Schluss. Ich glaube, dass uns diese Sätze des Paulus sehr wohl etwas angehen. Ja, ich finde, dass sie auf den Punkt genau eine Situation treffen, in der wir uns gerade befinden.

In unser Schleswig-Holsteinischen Landeskirche gibt es gegenwärtig einen heftigen Streit darüber, ob einer als Pastor oder Vikar auch sozialistisch denken und handeln dürfe oder nicht. Linke und Rechte – so heißen die Schlagworte heute – sind sich darüber ziemlich uneins geworden und reden, wenn überhaupt, dann nur noch polemisch miteinander. Sie werden die Namen der umstrittenen Pastoren Eckart Gallmeier und Edda Groth aus der Zeitung kennen oder vielleicht auch anderswo von ihnen gehört haben. Neuerdings ist auch einer meiner Kollegen, der Vikar Helmut Tröber, von dieser Auseinandersetzung betroffen. Trotz bestandener zweiter theologischer Prüfung wird er z. Zt. nicht angestellt und nicht ordiniert – wegen „marxistisch-ideologischer Orientiertheit“, wie ein Mitglied der Kirchenleitung gesagt hat.

Ich kenne verschiedene Reaktionen darauf in den Gemeinden und unter den Christen unserer Landeskirche. Die einen sagen: Das wird aber mal Zeit, dass hier ein Trennungsstrich gezogen wird zwischen Christentum und Marxismus! Pastor oder Vikar sein und die Kommunisten unterstützen oder gar selbst ein Sozialist sein – so was geht nicht! Da müssen endlich klare Verhältnisse geschaffen werden! Die anderen sagen: So einfach geht das nun auch nicht mit diesem automatischen und scheinbar selbstverständlichen Antikommunismus bei der Kirche und einzelnen Christen! Das muss öffentlich diskutiert und geprüft werden, ob es nicht doch möglich ist, christliches und sozialistisches Engagement miteinander zu verbinden! Vor allem darf diese Streitfrage nicht auf dem Rücken einzelner ausgetragen werden! So geht der Streit, so bilden sich Parteiungen.

Dabei sind die Machtverhältnisse klar: Gegen Eckart Gallmeier und Edda Groth sind Amtszuchtverfahren eingeleitet worden und Helmut Tröber wird gar nicht erst zum Pastor ordiniert.

Es scheint, als wolle die Kirchenleitung damit klar machen, dass ihrer Meinung nach Christentum und Marxismus unvereinbar sind. Und dass sie auch entschlossen ist, diese ihre Meinung bei Pastoren und Vikaren durchzusetzen.

Und das, obwohl lange Jahre ein Dialog zwischen Christen und Marxisten geführt wurde – obwohl anerkannte theologische Lehrer wie die Professoren Tillich und Gollwitzer soziali-

stische Thesen vertreten – und obwohl Christen in der DDR, in Chile und anderswo sich für den Sozialismus engagieren. Ich bin der Meinung, dass sehr wohl gestritten werden muss über das Verhältnis von Christentum und Sozialismus, über die Frage nach der Demokratie und dem Menschenbild im Sozialismus, über die Frage des Klassenkampfes und der Gewalt, über die Frage eines sozialistischen Engagements bei Pastoren und Vikaren und über die Frage ihrer Zusammenarbeit mit Kommunisten. Über all das muss klar und deutlich geredet werden. Aber es muss eben geredet werden und nicht von der stärkeren Seite ein richtendes Urteil über strittige Meinungen gefällt werden.

Ihnen mag jetzt einfallen, wie in einigen sozialistischen Ländern mit Christen umgegangen wird. Ich verurteile das, wenn Christen wegen ihres Glaubens verfolgt werden. Ich kann auch nicht einsehen, was das noch mit Sozialismus zu tun haben soll, wenn einer sich für Liebe und Gerechtigkeit im Namen Jesu einsetzt und etwa dafür verfolgt wird.

Aber mir geht es jetzt nicht darum, wie sich Christen und Nichtchristen untereinander behandeln, sondern darum, wie Streitfragen unter christlichen Brüdern angemessen ausgeglichen werden können.

Und das nehme ich Eckart Gallmeier, Edda Groth und Helmut Tröber allerdings ab, dass sie aus ihrem christlichen Glauben heraus zu ihrem sozialistischen Engagement gekommen sind. Und die drei sind ja nur die prominenten Beispiele aus einem ganzen Spektrum von linken Theologen, die sozialistisch denken und handeln und übrigens untereinander gar nicht immer und in allen Fragen einer Meinung sind.

Auch ich frage mich, ob eine Gesellschaftsordnung, die bewusst und grundsätzlich auf dem wirtschaftlichen und politischen Egoismus aufgebaut ist, nicht abgelöst werden muss durch eine neue Ordnung, in welcher das Bewusstsein der Gemeinschaft das Fundament des gesellschaftlichen Aufbaus ist. Und das ist doch wohl die Idee des Sozialismus.

Ich habe nämlich etwas gegen den grundsätzlichen Egoismus der Privat- und Profitwirtschaft, die ihrem Wesen nach ein Kampf aller gegen alle ist, und setze mich ein für eine Wirtschaft der Solidarität aller und der Freude nicht am Gewinn, sondern am Werk selber.

Ich könnte Ihnen jetzt noch mehr Thesen über meine Sicht des Sozialismus und über meine Sicht des Verhältnisses von Christentum und Sozialismus vortragen und Ihnen daran deutlich machen, was ich dabei alles von Paul Tillich, Helmut Gollwitzer und Dorothee Sölle gelernt habe. Aber das würde den Rahmen dieser Predigt sprengen. Ich bin gern bereit, in einem Gespräch mit Ihnen darüber Rede und Antwort zu stehen. Jetzt möchte ich Sie aufmerksam machen auf das, was Paulus sagt in dem Fall, dass Christen sich untereinander streiten.

Paulus sagt: Laßt es nicht zu richtenden Urteilen über strittige Meinungen kommen. Denn wenn ihr den, der auf seine Weise versucht, Gott zu dienen und Jesus nachzufolgen, verachtet und verurteilt, dann zeigt ihr doch bloß, wie wenig ihr seinen Glauben ernst nehmt. Ihr vergeßt dabei völlig, dass Gott den anderen angenommen hat und dass Christus auch für ihn gestorben ist. Was bildet ihr euch eigentlich ein? Wie kommt ihr bloß darauf, euch als Herrn aufzuspielen, wo ihr doch genau wisst, dass Gott allein der Herr ist und ihr Brüder seid? Ihr habt nicht das Recht, über euren Bruder zu Gericht zu sitzen. Das steht Gott allein zu und der wird jeden, von euch zur Rechenschaft ziehen.

Paulus spricht davon, dass jeder Christ, wenn er nur fest davon überzeugt ist, Gott zu dienen und Jesus Christus nachzufolgen, das Recht hat, seinen eigenen Weg des Glaubens und des liebenden Einsatzes zu gehen. Keiner darf dem anderen die Last eines ihm fremden Glaubensweges auferlegen. Jeder soll seiner eigenen Meinung gewiss sein, wenn er nur damit dem Herrn dient.

Das ist also die Grenze – da, wo sich einer nicht mehr für die Sache Jesu einsetzt. Es gibt diese Grenze, ganz gewiss. Aber wer von uns will denn bestimmen, wer nicht mehr in die Gemeinschaft mit Jesus gehört, wo wir doch daran glauben, dass seine Gnade größer ist als unsere Schuld? Wollen wir rechtfertigen oder verwerfen? Der Glaube an die Rechtfertigung

tigung durch Gott sollte uns daran hindern, andere Christen zu verurteilen. Denn das ist ja gerade das Schlimme an jedem Richtspruch, den wir fällen, und der uns nicht zusteht: dass damit jemandem seine Gemeinschaft mit Jesus abgesprochen wird; dass damit jemandem die Last eines ihm fremden Glaubensweges auferlegt wird, was nur zu Einschüchterung oder Heuchelei führen kann; und dass damit jemand hinausgetrieben wird aus der Kirche.

Karl Barth schreibt dazu in seiner kurzen Erklärung zum Römerbrief: „Dies ist es, was der Andere, der ‚Starke‘ zu bedenken hat. Er darf mit dem, was er tut, den Schwachen unter gar keinen Umständen dazu veranlassen, seinerseits zu tun, was für ihn Sünde ist ... Denn das ist sein Verderben, wenn er aufhört, seines Glaubens zu leben – auch dann, wenn es ein objektiv besseres Leben im Glauben gibt als das seinige, auch dann, wenn ich noch so gut in der Lage bin, es ihm vorzuleben. Ist es nicht das seinige und kann es das nicht werden, so bin ich ein Verführer und also ein Schädling der Kirche, wenn ich ihm mein Besseres so oder so aufdränge.“

Diese Sätze stellen jedes einschränkende Kirchenregiment vom befreienden Evangelium her in Frage.

Ich gebe ja zu, dass es Leitung und Verantwortung in dieser evangelisch-lutherischen Landeskirche Schleswig-Holsteins geben muss. Aber es ist eine vorläufige und eine vorletzte Verantwortung.

Ich verlange auch nicht, dass die Kirchenleitung zu allem und jedem gleich Ja und Amen sagt. Im Gegenteil, es ist gut, wenn sie sich um den Frieden in den Gemeinden sorgt und Streitfragen aufgreift. Aber Paulus mahnt doch: Lasst es nicht zu richtenden Urteilen über strittige Meinungen kommen. Nehmt den Schwachen im Glauben als Bruder an!

Vielleicht ist ja das letzte Wort noch nicht gesprochen. Im Fall Helmut Tröber hat unser Bischof Dr. Hübner versichert, dass die derzeitige Verweigerung der Ordination in keiner Weise als Berufsverbot zu verstehen ist und dass alles getan werden soll, um Helmut Tröber zu helfen, den Dienst als Pastor ausüben zu können.

Wie aber sollen das die Vikare Schleswig-Holsteins zusammenbringen mit jener anderen Meinung des schon genannten Mitglieds der Kirchenleitung, dass es hier um die Abwehr einer marxistisch-ideologischen Orientierung geht, die unvereinbar sei mit dem Evangelium?

Gegenseitige brüderliche Annahme im Sinne von Paulus kann in diesem Fall doch nur heißen: Freigabe des öffentlichen Gesprächs über ein mögliches sozialistisches Engagement in der Kirche ohne die Belastung irgendwelcher Sanktionen für einzelne.

Es geht doch nicht darum, ob die Schwachen oder die Starken, die Rechten oder die Linken die Oberhand gewinnen, sondern darum, dass wir uns gemeinsam für Frieden, Gerechtigkeit und Freude in dieser Welt einsetzen und offen miteinander darüber sprechen, wie das am besten geschehen kann und wie jeder von uns diesen Weg nach seinen eigenen Möglichkeiten mitgehen kann.

Paulus jedenfalls ermahnt uns: Darum lasset uns nicht mehr einer den anderen richten, sondern lasset uns darnach trachten, was zum Frieden dient und zur Auferbauung untereinander. Amen.

26.12.1974: zweiter Weihnachtstag (Text: erster Weihnachtstag, Reihe I)

Lukas 2,15-20

Heute ist nun schon der zweite Weihnachtsfeiertag. Noch haben wir Stunden der Ruhe und Erholung vor uns, noch sind wir ganz erfüllt vom geheimnisvollen Reiz des Weihnachtsfestes. Wir möchten das am liebsten festhalten und in uns bewahren.

Aber morgen schon beginnt wieder der Alltag mit seinen Sorgen und Nöten, da sind wir wieder gefangen von Arbeit und Hast. Da ist es dann erst einmal vorbei mit der Weihnachtsstimmung, vorbei für ein ganzes Jahr.

Auch wenn wir es uns noch so sehr wünschen, das festhalten und bewahren zu können, was den Reiz des Weihnachtsfestes ausmacht – wir werden das wohl loslassen und uns der Realität des Alltags zuwenden müssen.

Dabei tut uns die Ruhe dieser besinnlichen Tage so gut: Die Familie ist beisammen oder besucht sich reihum. Wir sehen gute Freunde wieder oder fahren für ein paar Tage in Urlaub.

Aber wie gesagt: die nüchterne Realität ruft. Morgen beginnt wieder der Alltag – oder doch spätestens in den ersten Tagen des neuen Jahres.

Mich bewegt da die Frage, wie ich das, was mich an Weihnachten so beruhigt und fröhlich gemacht hat, wie ich das mitnehmen kann in meinen Alltag, in das lange Jahr, das vor mir liegt. Ich meine, eine Antwort und eine Hilfe gefunden zu haben in der Weihnachtsgeschichte, deren dritten und letzten Teil wir eben noch einmal gehört haben. Da steht etwas, was meiner Situation auf der Grenze zwischen Festtag und Alltag sehr nahe kommt: „Und da die Engel von ihnen gen Himmel fuhren ...“ Ja, so fühle ich mich auch: als ob die Engel mit ihrem Glanz verschwunden sind und ich allein zurückbleibe – ohne Licht im Dunkel. Wie die Hirten habe ich vielleicht für einen Augenblick etwas von der Herrlichkeit Gottes gesehen, habe ich Weihnachten erlebt – und jetzt bin ich wieder allein, dem Alltag ausgeliefert, ja vielleicht sogar der Erfahrung ausgesetzt, dass Gott auch abwesend sein kann in dieser Welt. Ich habe das Gefühl, dass dieser Text mich kennt und mein Problem versteht: „und da die Engel von ihnen gen Himmel fuhren“. Ob es Ihnen auch so geht, dass Sie sich durch diese Worte verstanden fühlen in Ihrer Situation, die ja auch so aussieht, dass die nüchterne Realität Sie zurückholt aus aller Weihnachtsstimmung?

Ich bin jedenfalls neugierig, wie dieser Text umgeht mit der Erfahrung der Abwesenheit des Glanzes. Was machen die Hirten, wie reagieren sie – und kann mir das helfen, meine eigene Situation des Ausgeliefertseins an diese Welt besser zu ertragen?

In der Weihnachtserzählung steht, dass die Hirten untereinander sprechen: „Lasst uns nun gehen nach Bethlehem und die Geschichte sehen, die da geschehen ist, die uns der Herr kundgetan hat.“ Und dann kommen sie eilend nach Bethlehem und finden beide, Maria und Joseph, dazu das Kind in der Krippe liegen.

Die Hirten gehen einfach los, nachdem die Engel verschwunden sind. Da ist kein Erschrecken bei ihnen über die Abwesenheit des herrlichen Lichts, keine Resignation und auch keine Frage. Sie marschieren einfach los. Ich muss gestehen: Mir geht das ein bisschen zu schnell. Als ob es keine Mühe machte, mit der Abwesenheit des Glanzes fertig zu werden! Mir macht das jedenfalls Schwierigkeiten beim Übergang von Festtagen zum Alltag. Freilich, die Hirten finden dann ja das Kind in der Krippe. Aber was hat ihnen zuvor den Mut gegeben, nach dem Verschwinden der Engel einfach loszugehen? Die Geschichte bei Lukas berichtet darüber nichts. Nur dass die Engel von ihnen gen Himmel fuhren und dass sie dann losgingen.

Den Mut möchte ich auch haben: nach dem Verlöschen des Lichts, nach dem Verschwinden des Glanzes einfach loszumarschieren, um dann zu erleben, dass es die Herrlichkeit wirklich gibt!

Aber wie mache ich das, so mutig zu werden, in meiner Situation, jetzt, heute, angesichts der Tatsache, dass bald wieder der Alltag beginnt? Wie bleibe ich mutig und fröhlich?

Lukas erzählt auch von Menschen, die nicht gleich losgerannt sind wie die Hirten, bei denen es etwas langsamer zugegangen ist. Vielleicht hilft mir das weiter.

„Und alle, vor die es kam, wunderten sich ...“ Da sind also Leute, die sich zunächst nur wundern können über das freudige Ereignis, das ihnen berichtet wird. Ich glaube nicht, dass Lukas damit ein abweisendes Sich-Wundern meint, so nach dem Motto: „die spinnen ja, die Hirten“. Ich denke, hier ist ein staunendes Sich-Wundern gemeint, ein erstes An-sich-Heranlassen der frohen Botschaft. Das kann ich verstehen, so geht es mir auch: ich wundere mich über Weihnachten. Und von Maria heißt es: „Maria aber behielt alle diese Worte und bewegte sie in ihrem Herzen.“ Auch mich bewegt das Weihnachtsgeschehen und ich behalte es im Herzen.

Sich wundern – behalten – im Herzen bewegen: das kenne ich gut. So geschieht es immer, wenn etwas Wichtiges in mir Raum gewinnt, in mich eingeht, mich ganz und gar ausfüllt. Und wenn dieses Wichtige – die Erfahrung von Liebe vielleicht – so fest in mich eingeht, dann halte ich es auch aus, wenn diese Liebe in der äußeren Realität einmal nicht mehr da ist. Sie ist ja in mir drin, ganz tief und ganz fest, und da kann sie mir niemand mehr wegnehmen.

Die Psychologen nennen diesen Vorgang „Identifizierung“, wenn ein äußeres Objekt aufgegeben, losgelassen werden kann zugunsten einer Vorstellung im eigenen Innern, wenn eine zunächst äußere Realität zu einer inneren Gewissheit wird. Als Beispiel dafür nehmen sie gern, wie es ein Säugling schafft, allmählich auf die Gegenwart der Mutter zu verzichten und doch Vertrauen zu bewahren.

Wir alle haben diese Aufgabe meistern müssen: Da ist erst die liebende Mutter, die einen versorgt und umhegt. Und dann geht sie weg, und nun ist die Frage, ob wir verzweifeln oder Vertrauen behalten. Wenn die Mutter uns zu einer inneren Gewissheit geworden ist, dann können wir es auch ertragen, wenn sie uns in der Realität verlässt. Wenn sie auch äußerlich nicht mehr anwesend ist, so ist sie doch in unserem Innern da und Grund für unser Vertrauen.

Die Weihnachtsgeschichte kennt das Problem, dass wir verlassen werden von dem, was uns Liebe, Glück, Licht und Erfüllung bringt: „Und da die Engel von ihnen gen Himmel führen“. Aber sie erzählt auch, dass wir diese Abwesenheit aushalten können im Vertrauen auf Gott: „Die Hirten sprachen untereinander: Lasst uns nun gehen nach Bethlehem und die Geschichte sehen, die da geschehen ist, die uns der Herr kundgetan hat.“ Und wir hören von Verhaltensweisen, die uns helfen könnten, das erfahrene Glück als innere Gewissheit in uns aufzunehmen: sich wundern – behalten – im Herzen bewegen. Wer diese innere Gewissheit findet und also *glauben* kann, dem ist verheißen, dass er auch finden wird, was er sucht: das Kind in der Krippe, Geborgenheit, Gott.

Es gibt in der biblischen Überlieferung ein schönes Beispiel für diesen Prozess der Identifizierung, wie die Psychologen sagen, oder des Glaubens, wie wir sagen würden. Dieses Beispiel ist Stephanus, der erste christliche Märtyrer, an den die Kirche heute am 26. Dezember in besonderer Weise denkt. In der Apostelgeschichte wird von ihm berichtet, dass er ein Angesicht gehabt hätte „wie eines Engels Angesicht“.

Auch Stephanus hat den Himmel geschaut – auch er hat wohl die Abwesenheit des himmlischen Glanzes ertragen müssen – und doch hat er diesen Glanz behalten, in sich, es strahlte geradezu aus ihm heraus. „Und sie sahen sein Angesicht wie eines Engels Angesicht.“

Hier wird in symbolisch verschlüsselter Sprache berichtet, was „Identifizierung“ und was „Glauben“ meint: ein äußerlich erlebtes Glück wächst nach innen und bleibt dort erhalten, auch wenn die äußere Situation sich ändert. Ob wir auf diese Weise das Weihnachtsgeschehen, das Geschenk der Liebe Gottes, behalten können? Ich glaube, dass wir nur so

die Veränderung der äußeren Situation von Freizeit zu Arbeit, von Freude zu Last aushalten können: wenn wir das Weihnachtsgeschehen so weit in uns aufnehmen, dass es in uns bleibt und weiterwirkt – mit anderen Worten: wenn wir *glauben*.

Freilich mögen sich mit der „Identifizierung“ und mit dem Glauben auch einige Ängste einstellen. Denn wenn wir an Weihnachten denken, dann fällt uns auch das Kreuz ein, und Stephanus ist wegen seines Glaubens schließlich gesteinigt worden. Solche möglichen Konsequenzen des Glaubens machen uns Angst.

Aber wir brauchen ja nicht gleich alle Märtyrer zu werden. Wichtig wäre nur, dass wir das göttliche Weihnachtsgeschenk der Liebe in uns aufnehmen und behalten. Vielleicht können wir dann das tun, was die Hirten getan haben: zurück an unsere Arbeit gehen in dem Bewusstsein, dass uns Großes geschenkt worden ist, und versuchen, davon zu erzählen und weiterzugeben, soviel an uns ist. Wie es in der Geschichte heißt: „Und die Hirten kehrten wieder um, priesen und lobten Gott um alles, was sie gehört und gesehen hatten, wie denn zu ihnen gesagt war.“ Amen.

1975 (Reihe III)

26.01.1975: 4. Sonntag nach Epiphania (Text: Reihe I)

Matthäus 8,23-27 (2. Version)

Die Geschichte von der wunderbaren Stillung des Seesturms, über die ich heute zu Ihnen sprechen möchte, endet mit dem Satz: „Die Menschen aber wunderten sich und sagten: Was ist das für ein Mann, dass ihm sogar die Winde und der See gehorsam sind?“

Ich muss Ihnen gestehen, dass ich mich jedes mal wundere, wenn ich diese Geschichte höre. Was ist das für ein Mann, dieser Jesus, von dem nicht nur Heilungen, sondern auch Naturwunder berichtet werden: Sturmstillung, Brotvermehrung, Seewandel und Toten-Auferweckung?

Einige von Ihnen werden vielleicht sagen: Das ist doch nicht schwer zu verstehen. Jesus ist eben der Sohn Gottes und als solcher kann er das. Er steht über den Naturgesetzen. Warum sollte Gott als Herr der Schöpfung nicht auch einmal Dinge tun, die wir nicht gleich verstehen können? Ja, das ist schon möglich.

Aber ich höre auch schon andere sagen: Das ist doch alles Unsinn. Es gibt keine Durchbrechung der Naturgesetze. Und wenn so etwas in der Bibel steht, dann ist das höchstens ein Beweis für die Wundergläubigkeit vergangener Zeiten und für mich überhaupt nicht maßgebend.

An den Wundergeschichten scheiden sich die Geister. Die einen sagen: Das gibt es! Das ist durchaus möglich! Die anderen sagen: Unmöglich! Das gibt es nicht!

Vielleicht geht es Ihnen aber auch so wie mir: Ich bin mit dieser Alternative wahr oder unwahr, möglich oder unmöglich nicht einverstanden. Was steckt dahinter auch für ein Wahrheitsbegriff? Als ob diese Geschichte von der wunderbaren Stillung des Seesturms uns nur fragen wollte: Glaubst du daran, dass es ganz genau so passiert ist oder nicht?

Ich bin der Meinung, dass uns diese Wundergeschichte noch ganz andere Fragen stellt, dringendere, uns mehr betreffende, wenn es uns gelingt, sie tiefer zu verstehen als nur als vermeintlichen Tatsachenbericht. Sehen wir doch noch einmal genauer hin!

Da heißt es im ersten Satz: „Und er stieg ins Schiff, und seine Jünger folgten ihm.“ Ist das nicht ein etwas merkwürdiger Anfang für eine selbständige Geschichte? Es geht so unvermittelt los, da fehlt scheinbar die Hälfte!

Nun müssen Sie wissen, dass in der Tat die Seesturmgeschichte bei Matthäus schon ein paar Verse vorher beginnt, nämlich mit dem Satz: „Als aber Jesus eine große Volksmenge um sich sah, befahl er, ans jenseitige Ufer zu fahren“.

Nach dieser Einleitung würde nun der Satz ganz gut passen: „Und er stieg ins Schiff, und seine Jünger folgten ihm.“ Aber Matthäus hat diese beiden Sätze auseinandergerückt und

noch zwei kurze Wortwechsel zwischen Jesus und einem Schriftgelehrten und Jesus und einem Jünger über das Thema „Nachfolge“ eingefügt. So wichtig war ihm das kleine Stichwort „folgen“, das jetzt im ersten Satz unseres Predigttextes steht: „und seine Jünger folgten ihm.“

Es gibt noch einen anderen Hinweis dafür, dass bei Matthäus die ganze Seesturmgeschichte auf das Problem „Nachfolge“ zielt, nämlich den Wortwechsel innerhalb der Geschichte zwischen Jesus und seinen Jüngern. Er entwickelt sich aus folgender Situation: Die Jünger, die Jesus nachfolgen wollen, geraten in Schwierigkeiten und bekommen Angst. Sie sind angefochten in ihrem Glauben und rufen Jesus um Hilfe. Da fragt Jesus sie: „Warum seid ihr so furchtsam, ihr Kleingläubigen?“ Erst dann bringt er Wind und Wellen zur Ruhe.

Ich erzähle Ihnen das jetzt so ausführlich, damit Sie merken, dass es dem Evangelisten Matthäus gar nicht so sehr um das massive Naturwunder geht, sondern um den Kleinglauben der Jünger, der etwas mit ihrer Nachfolge zu tun hat. Wenn es anders wäre, wenn ihm also das Naturwunder am wichtigsten gewesen wäre, dann hätte Matthäus die Geschichte auch einfacher erzählen können – ohne den Wortwechsel zwischen Jesus und seinen Jüngern. In dem steckt nun aber gerade der Sinn der ganzen Geschichte. Ich will versuchen, Ihnen das noch deutlicher zu machen.

Da sind also Menschen, die Jesus nachfolgen, d. h. zu ihm halten und etwas von ihm erwarten; die ihm glauben, was er sagt, und tun, was er von ihnen verlangt. Die Jünger haben sich sogar mit Jesus in ein Boot gesetzt und bitten nun ihn in der Not um Hilfe. Selbstverständlich ist das nicht. Sie hätten ja auch an Land bleiben können oder im Augenblick der Gefahr ihre Zuflucht zu jemand anderem oder zu etwas anderem nehmen können, als ausgerechnet bei Jesus Hilfe zu suchen. Das zeigt doch, dass sie Jesus vertrauen, d. h. ihm etwas zutrauen.

Jesus aber nennt sie Kleingläubige. Warum? Was heißt das denn, kleingläubig sein? Dass ich zuerst glaube und vertraue und dann diesen Glauben nicht durchhalte; dass ich, wenn es brenzlig wird, vergesse auf wen ich mich verlassen kann. Die Jünger sind Jesus gefolgt, aber sie haben ihren Glauben nicht durchgehalten – so wie Jesus ihn durchhält, der angesichts des Sturmes schläft und also Ruhe bewahrt; anders die Jünger: sie werden unruhig und bekommen Angst.

An dieser Stelle wird für mich die Geschichte spannend. Ich habe das Gefühl, dass sie nicht nur über andere, über die Jünger, spricht, sondern auch über uns und unser Verhalten.

Die kleingläubigen Jünger Jesu, die ihren Glauben nicht durchhalten können im Augenblick der Gefahr – sind das nicht wir selber? Wir glauben doch an Jesus Christus und möchten ihm nachfolgen – wie die ersten Jünger. Aber wir haben Angst in dieser Welt, und das bedroht unsern Glauben, das macht uns hilflos und verzagt – wie die ersten Jünger.

Natürlich haben wir nicht mehr so viel Angst vor Stürmen auf einem See oder auf dem Meer wie die Leute damals, die dem Wetter ziemlich hilflos ausgeliefert waren. Wir kennen da ja eine Menge Sicherheitseinrichtungen und Rettungsmittel. Aber Angst haben wir doch. Zwar brauchen wir uns ganz allgemein nicht mehr so sehr vor der Natur zu fürchten – die haben wir ja mit Hilfe von Wissenschaft und Technik einigermaßen in den Griff gekriegt –, aber uns selbst, uns Menschen haben wir noch nicht so richtig unter Kontrolle gebracht. Und da kommt unsere Angst her!

Wir verhalten uns nämlich oft so, als wollten wir diese Erde noch weit vor ihrem physikalischen Wärmetod höchst eigenhändig in die Luft sprengen oder zerstören: Kriegsdrohungen, Hungerkatastrophen, Rohstoffvergeudung und Umweltverschmutzung sind nur einige Stichworte aus einem ganzen Katalog von Verhaltensweisen, mit denen wir uns manch-

mal gegenseitig das Leben zur Hölle machen. Obwohl wir alle im gleichen Boot sitzen, gibt es genug Leute unter uns, die Stürme entfesseln oder Löcher ins Boot schlagen.

Zu der Angst die ich gelegentlich vor anderen Menschen und ihrem unvernünftigen Verhalten habe, kommt aber noch die Angst vor mir selber und dem, was so alles in mir steckt an Aggressivität und zerstörerischen Kräften. Manchmal schlagen da Wellen über meinem Kopf zusammen, und ich bin dann in der Gefahr, mich selbst und meine Menschlichkeit zu verlieren.

Ich glaube also schon, dass wir alle – trotz gewisser Fortschritte in Naturbeherrschung und Humanität – gelegentlich an Punkte kommen, wo wir mit unserer Geschichte sagen können: „Und siehe, es erhob sich ein großer Sturm auf dem See, so dass das Schiff von den Wellen bedeckt wurde.“ Wie gehen wir nun damit um, wenn wir uns derart von anderen Menschen oder auch von uns selber bedroht fühlen?

So zu reagieren wie Jesus in der Geschichte, nämlich ruhig weiterzuschlafen, ist wohl keine Möglichkeit mehr für uns, wenn wir die Gefahr erst einmal in ihrem ganzen Ausmaß erkannt haben. Schlafen kann doch nur der Geborgene, nicht der Bedrohte. Vielleicht kommen wir da ja noch hin, dass wir uns geborgen fühlen können auch in der Bedrohung. Aber zunächst einmal ist da die Angst. Und ich finde es schon viel wert, wenn wir das als erstes schaffen könnten, uns unsere Angst gegenseitig einzugestehen. Wie viel Theater machen wir uns vor, nur um uns ja nicht anmerken zu lassen, wie verunsichert und ängstlich wir sind! So trägt denn jeder an seiner Angst und Sorge allein herum. Dabei könnten wir uns gegenseitig helfen, Gefahren zu erkennen und rechtzeitig auszuschalten oder das, was übrigbleibt an unvermeidlicher Bedrohung, gemeinsam zu ertragen.

In der Geschichte von der Sturmstillung haben die Jünger solch eine Solidarität der Ängstlichen und Bedrohten zustande gebracht, ja mehr noch: sie haben gewusst, an wen sie sich wenden konnten in ihrer Not. „Da traten sie hinzu, weckten Jesus auf und sagten: Herr, hilf, wir gehen unter.“ Ob wir immer wissen, an wen wir uns wenden können, wenn wir in Not sind? Auch an Jesus, ja. Aber wo begegnen wir seiner Hilfe oder einer Hilfe, die in seinem Namen geschieht? Vielleicht im Gebet – vielleicht im Gespräch mit einem anderen Menschen.

Aber häufig suchen wir die Nothelfer auch ganz woanders: in einer Ideologie vielleicht oder beim politisch starken Mann. Da wird es dann gefährlich, weil wir uns in unserer Angst leicht verführen lassen. Wir sollten deshalb skeptisch sein, wo das Geschäft mit der Angst betrieben wird, um Menschen vor irgendeinen Karren zu spannen.

Jesus jedenfalls betreibt kein Geschäft mit der Angst, um selbst dabei groß herauszukommen. In unserer Geschichte versucht er im Gegenteil die Jünger zu beruhigen, indem er sie fragt: „Warum seid ihr so furchtsam, ihr Kleingläubigen?“

Das heißt doch so viel wie: Habt keine Angst! Ich bin doch bei euch! Man könnte nun meinen, dass in dieser Frage auch so etwas wie ein Vorwurf mitschwingt, als wollte Jesus damit sagen: Von euch habe ich aber eigentlich mehr erwartet, nämlich Glauben und nicht Kleinglauben, Zuversicht und nicht Angst. Aber das wäre ganz falsch! Mit keinem Wort fordert Jesus etwas. Im Gegenteil, er steht auf und hilft den Jüngern. „Da stand Jesus auf, bedrohte die Winde und den See, und es trat große Windstille ein.“

Dass Jesus hilft, das ermöglicht überhaupt erst Glauben anstelle von Kleinglauben, Zuversicht anstelle von Angst.

Wir wissen, dass Jesus nicht nur die Wetterverhältnisse damals auf dem See Genezareth entmündigt hat, sondern alle Verhältnisse, in denen Macht ausgeübt wird über Menschen gegen den Willen Gottes. Und weil Jesus das gesagt hat: „In der Welt habt ihr Angst; aber seid getrost, ich habe die Welt überwunden“, deshalb sind wir nicht mehr auf die bedrohlichen Verhältnisse dieser Welt festgelegt, sondern befreit von Angst und Verzweiflung:

- befreit von einem Kleinglauben, der uns ängstlich und aufgeregert macht, der uns lähmt und uns den Blick in die Zukunft verstellt;

- befreit zu einem Glauben, der uns mutig und zuversichtlich macht, der uns Gefahren gelassen ins Auge blicken lässt und der uns Phantasie zum Handeln und ein Ziel für die Zukunft gibt.

Über diesen Mann, Jesus, der solchen Glauben ermöglicht, kann ich mich allerdings nur wundern. „Was ist das für ein Mann“, mit dem Gott uns allen eine große Ruhe schenken will? Ich glaube nicht, dass wir dieses Geschenk jemals ganz begreifen werden. Da bleibt uns nur übrig, zu rufen wie jener Vater, der Jesus um Hilfe bittet: „Ich glaube; hilf meinem Unglauben!“ – Amen.

08.06.1975: 2. Sonntag nach Trinitatis (Text: Reihe VI)
Jesaja 55,1-5 (Predigt zum 2. Examen)

Vielleicht haben Sie das auch schon erlebt: Da kommt jemand auf Sie zu, schaut Sie freundlich an und sagt zu Ihnen: Das und das mag ich an dir, das gefällt mir, das hast du gut gemacht.

Ich weiß nicht, wie es Ihnen in einer solchen Situation geht. Mir geht es dann so, dass ich nicht so recht weiß, ob ich dem Glauben schenken soll oder nicht. Auf der einen Seite freue ich mich über das Lob, es geht mir herunter wie Öl, auf der anderen Seite bin ich unsicher: Kann ich mich auch auf das Urteil des anderen verlassen? Ist das Lob ehrlich gemeint? Oder will der andere vielleicht etwas von mir, dass er mir solche Komplimente macht? So habe ich manchmal gemischte Gefühle, wenn mir jemand so freundlich begegnet.

Es ist eigentlich komisch: Ich brauche diese Freundlichkeit sehr – aber ich bin unsicher, ob ich mich darauf einlassen soll oder nicht. Ob es Ihnen auch so geht?

Ich glaube, dass ich mit diesen gemischten Gefühlen ein ganz wichtiges Problem angesprochen habe, das uns alle betrifft: Wir alle brauchen sehr viel Zuwendung in unserem Leben. Wir brauchen Menschen, die uns freundlich begegnen, die uns verstehen und die uns annehmen – so, wie wir sind.

Vielleicht erinnern Sie sich noch, wann Sie zum ersten Mal diese Erfahrung von Freundlichkeit und Zuwendung gemacht haben. Wenn ich ganz weit zurückdenke, dann taucht vor mir das Gesicht meiner Mutter auf, die sich über mein Bett beugt, als ich noch ein kleines Kind war. Da sind Arme, die mich umschließen, und Hände, die mich streicheln. Und immer wieder ein Gesicht, das mich freundlich ansieht.

Ich glaube, jeder von uns kennt solche Erfahrungen. Und sie tauchen dann im Laufe unserer Lebensgeschichte hier und da wieder auf: Nach Vater und Mutter sind es vielleicht die Geschwister und Freunde und dann vor allem der Ehepartner, die uns mit Liebe und Freundlichkeit begegnen. Aus solchen Erfahrungen erwächst unser Vertrauen in diese Welt, unser Vertrauen in dieses Leben.

Aber Sie und ich wissen auch, dass das nur die eine Seite dessen ist, was wir täglich erleben. Es gibt auch andere Erfahrungen – Erfahrungen, die bitter sind. Da gibt es dann kein Gesicht, das uns freundlich anschaut, keine Hand, die uns beruhigend über den Kopf streicht. Da sind wir allein, kommen uns verlassen und verloren vor. Das sind Augenblicke, wo wir zu zweifeln beginnen am Sinn unseres Lebens und eine tiefe Traurigkeit in uns aufsteigt.

Vielleicht ist das der Grund, weshalb wir der Liebe und Freundlichkeit nicht immer trauen: wir haben es schon anders erlebt. Wir kennen den Schatten der Verlassenheit, der Traurigkeit und Verzweiflung.

Die Bibel erzählt von der Verzweiflung der Israeliten im babylonischen Exil, die Gott anklagen: „Herr, wo ist deine Gnade von einst, die du David geschworen hast in deiner Treue?“ Und die Bibel erzählt von der Verlassenheit Jesu, der am Kreuz schreit: „Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen?“

Aber die Bibel erzählt auch von dem Vertrauen, das die Israeliten in ihrer Verzweiflung bewahrt haben, weil Gott durch seinen Propheten sagen ließ: „Kann auch eine Frau ihr Kindlein vergessen und das Erbarmen gegen den Sohn ihres Leibes? Und wenn sie ihn auch vergäße, will ich doch dich nicht vergessen. Siehe! In die Hände habe ich dich gezeichnet.“ Und die Bibel erzählt auch von dem Vertrauen Jesu, das er bewahrt hat – selbst in der Stunde seiner größten Verlassenheit: „Vater, ich befehle meinen Geist in deine Hände.“

Ist es bei uns auch so, dass unser Vertrauen immer noch größer ist als all unsere Verzweiflung, die wir erleben? Ich wage nicht, diese Frage für uns alle zu beantworten. Jeder von uns wird selber am besten wissen, worauf er vertraut und wie fest sein Vertrauen ist. Vielleicht muss diese Frage aber auch offen bleiben, weil wir das jetzt noch gar nicht wissen können, ob unser Vertrauen uns auch durch unser ganzes Leben hindurch trägt.

Aber eines weiß ich und das möchte ich Ihnen heute sagen: Gott lädt uns immer wieder ein, ihm zu vertrauen. Wir haben das vorhin in der alttestamentlichen Lesung gehört. Gott ruft uns zu: „Wohlan, alle, die ihr durstig seid, kommt her zum Wasser! Gott kennt unseren Durst, unser Bedürfnis nach Freundlichkeit und Zuwendung. Und er weiß, dass wir immer wieder in der Versuchung stehen, unsere Bedürfnisse nach Freude und Glück, nach Vertrauen und Sinn an der verkehrten Stelle zu befriedigen: „Warum zählt ihr Geld dar für das, was kein Brot ist, und sauren Verdienst für das, was nicht satt macht?“ Er lädt uns ein, das Leben, das wirkliche Leben, bei ihm zu finden.

Diese Einladung hören wir wohl, aber wir fragen gleich danach: Wie sieht denn dieses Leben aus und wo können wir es erleben?

Das Neue Testament gibt uns als Antwort: Da, seht den Menschen Jesus. Er hat geliebt wie kein anderer. Er hatte Zeit für die Menschen. Er hörte sie an. Er kannte sie so, wie sie sich selbst nicht kannten, und hielt doch an ihnen fest. Er teilte ihr notvolles Leben. Er tröstete nicht von oben herab, sondern als einer, der den Weg des Leides bis zum Tode gegangen ist, dem auch der Schrei der Gottverlassenheit nicht fremd war. Er liebte bis zum Tode. In ihm zeigt sich wirkliches Leben.

Ist damit unsere Frage beantwortet? Wir möchten doch gern wissen, wo wir das heute erleben können. Lebt Jesus heute unter uns? Er wird verkündigt in der christlichen Gemeinde – aber kann er auch erfahren werden unter uns? Haben wir so viel Zuwendung füreinander übrig, wie Jesus sie gehabt hat?

Denken wir doch noch einmal an den einladenden Gott, wie ihn der Prophet des Alten Testaments beschreibt: er wirbt um uns – um uns alle; er lädt uns ein – umsonst – zur Fülle des Lebens. Werben wir auch so um andere? Laden wir auch so freundlich ein?

Wir möchten wohl, aber wir schaffen das nicht immer. Vorbehaltlose Zuwendung – das bringen wir nicht so ohne weiteres fertig, dazu haben wir zu viel Misstrauen, dazu sind wir zu unsicher.

Vielleicht hat das etwas miteinander zu tun: die Erfahrung, von der ich am Anfang sprach, dass wir uns nicht immer trauen, uns auf Zuwendung einzulassen, sie anzunehmen – und diese andere Erfahrung, dass wir nicht vorbehaltlos geben können. Ob wir da eine Lösung finden?

Vielleicht, wenn wir lernen, Zuwendung anzunehmen, ihr zu vertrauen und zu glauben, dass wir dann auch Zuwendung geben können und so zu Zeugen Jesu werden in unserer heutigen Zeit?

Das Alte Testament kennt diesen Zusammenhang von Nehmen- und Geben-Können: „Höret, so werdet ihr leben!“ lässt Gott den Israeliten durch den Mund seines Propheten sagen. Und er verbindet damit die Verheißung: „Siehe, du wirst Heiden rufen, die du nicht kennst, und Heiden, die dich nicht kennen, werden zu dir laufen.“

Wenn Israel sich einlassen kann auf den ewigen Bund, den Gott mit ihm schließen will, wenn es all sein Vertrauen auf diesen so freundlich einladenden Gott setzen kann, dann

wird es sich auch den Fernen und Fremden zuwenden können und erleben, wie diese Fernen und Fremden gelaufen kommen – gelaufen zu einer Freundlichkeit, die sie brauchen und die ihnen wirkliches Leben schenkt.

Im Johannesevangelium sagt Jesus: „Wer an mich glaubt, wie die Schrift sagt, von des Leibe werden Ströme lebendigen Wassers fließen.“ (Joh 7,38) Das ist es: Wenn wir Gottes Zuwendung glauben und vertrauen können, dann werden wir auch selber Freundlichkeit und Zuwendung ausströmen können.

Ich halte das für die Lösung unseres Problems mit den gemischten Gefühlen, die wir haben – ob wir nun selber Zuwendung bekommen oder anderen Zuwendung geben möchten. Erst unser Vertrauen auf Gott ermöglicht wirkliche Liebe zu anderen Menschen. Denn erst wenn wir selbst uns angenommen fühlen können – so, wie wir sind, dann werden wir auch andere annehmen können – so, wie sie sind.

Ich frage Sie und mich: Können wir uns auf diese Lösung einlassen? Wollen wir das überhaupt?

Gott lädt uns jedenfalls ein, zu ihm zu kommen und ihm zu vertrauen, damit durch uns auch andere kommen und vertrauen können. Gott lädt uns ein zu lieben, damit durch uns auch andere lieben und leben können.

Ich bin froh, dass es diese Einladung gibt. Denn wir brauchen Mütter, die sich mit freundlichem Gesicht über ihre Kinder beugen; Väter, die ihre Kinder liebevoll in die Arme schließen. Wir alle brauchen Zuwendung und einen, der sagt: „Kommt her zu mir alle, die ihr mühselig und beladen seid; ich will euch erquicken!“ Amen.

Verzeichnis der Bibelstellen

Jesaja 55,1-5 (Predigt zum 2. Examen)	56
Matthäus 2,1-12	41
Matthäus 8,23-27 (1. Version).....	15
Matthäus 8,23-27 (2. Version).....	53
Markus 6,1-6 (nach G. Hartmann).....	21
Markus 8,1-9	34
Markus 11,15-19	36
Lukas 2,15-20.....	51
Lukas 6,20-25 (nach F. Steffensky).....	17
Lukas 15,1-10.....	32
Lukas 16,19-31.....	27
Lukas 17,11-19.....	38
Johannes 15,26-16,4.....	24
Römer 12,1-8 (erste Predigt überhaupt).....	3
Römer 14,1-13	48
1. Korinther 1,4-9.....	45
1. Korinther 1,26-31 (Predigt zum 1. Examen)	5
1. Korinther 1,26-31.....	43
Offenbarung 21,10-27	10
Thema: Rückblick.....	13
Thema: Trauerarbeit.....	8